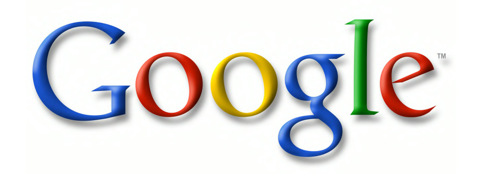
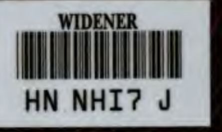
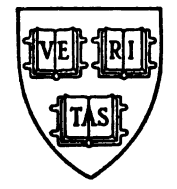
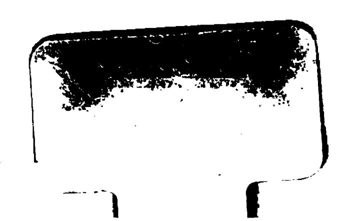









VE RI
TAS





Die Frau

Sammlung von Einzeldarstellungen

herausgegeben von Arthur Roeßler.

Bd. I. Vom entnüchternden Zauber der Frau. Von Erich Felder

Bd. II. Marquise de Pompadour. Von Carry Brachvogel

Bd. III. Die Tugendhaften. Von Lela Davitschoff

Bd. IV. Das Verhältnis. Von Ewald Silvester

Bd. V. Die Frau als Schauspielerin. Von Heinrich Stümcke

Bd. VI. Marie Antoinette. V. Tony Kellen.

Bd. VII. Das Frauenbildnis in der venezianischen Renaissance. Von Bettina Feistel-Rohmeder

Bd. VIII. IX. Die Darstellung der Frau in der modernen Kunst. Von Lothar Brieger-Wasservogel

Bd. X. Studierende Frauen. Von Dr. Margarete Heine

Bd. XI. Katharina II. von Rußland. Von Carry Brachvogel

Die Frau

Sammlung von Einzeldarstellungen

herausgegeben von Arthur Roeßler.

Bd. XII. Die Frau im Hause. Von Rudolf Preissecker

Bd. XIII. Madame Récamier. Von Josef Ettlinger

Bd. XIV. Louise Michel. Von Karl Frh. von Levetzow

Bd. XV. Kaiserin Maria Theresia. Von Erich Felder

In Vorbereitung:

Die Frauen der Romantik. Von Franz Deibel

Das Mysterium des Weiblichen. Von Tina Pfeiffer-Raimund

Die Dirne. Von Paul Zschorlich

Die Frauen des Rokoko. Von Prof. Karl Widmer

Die Frau der Reformationszeit. Von Dr. Richard Graf du Moulin-Eckart

Die Frau in der Biedermeierzeit. Von Hartwig Fischel

Jeder Band von „Die Frau“ kostet
elegant kartoniert M. 1.50,
in Leder gebunden M. 2.50.
Beide Ausgaben sind durch jede
Buchhandlung zu beziehen.

Von einem jeden Bande sind die ersten 20 Exemplare auf echtem handgeschöpften Büttenpapier abgezogen. Die in einen künstlerisch vornehmen Ledereinband gebundenen und handschriftlich numerierten Exemplare dieser Bibliophilenausgabe kosten sechs Mark, von dem Doppelband zehn Mark, und können nur durch den Verlag bezogen werden.

Verlag von Friedrich
Rothbarth, G. m. b. H.
in Leipzig



Friedrich Nietzsche
(Eins von den weniger bekannten Bildern)

Nietzsches Stellung zu Weib, Liebe und Ehe

Von
Walter Jesinghaus

Dritte Auflage

Verlegt bei
Friedrich Rothbarth, G. m. b. H.
Leipzig


F. R.

Meiner lieben Frau

in Erinnerung

an schöne Nietzsche-Stunden.

Motto:

„Einigen Ägyptern ist das Krokodil heilig, einigen nicht."

Cela Davitschoff „Die Tugendhaften".

I.

Elisabeth Förster-Nietzsche war schon der Meinung, daß die Schmähschriften gegen ihren Bruder zu erscheinen aufgehört hätten. Sie hat sich darin getäuscht. Gerade in neuster Zeit ist wieder eine Schrift erschienen, die trotz ihrer hohen Geburt eine solche Fülle unberechtigter Anklagen gegen Nietzsche enthält, daß es einem Verehrer des Philosophen schwer fallen muß, seinen Zorn darüber zu bemeistern. Ich selbst habe Friedrich Nietzsche viel zu verdanken; und wenn ich auch meine „theologischen Schuhe“, von denen seine Schwester einmal mit bezug auf meine früheren Studien sprach, noch nicht ausgezogen habe, so will ich doch nicht vergessen, was er mir gewesen. Ein Freund riet mir zwar, meinem Herzen Zügel anzulegen und sachlich, einfach, wissenschaftlich zu schreiben; denn das allein sei wahr. Aber muß denn wirklich eine Sprache unwahr sein, in der das Herz mitredet? Ich

folge also der Tendenz der Monographien-sammlung und lasse meine Feder schreiben, was ihr mein Inneres befiehlt. Ἐκ τοῦ περισσεύματος τῆς καρδίας τὸ στόμα λαλεῖ — wes das Herz voll ist, des gehet der Mund über.

„Nietzsches Stellung zu Weib, Liebe und Ehe!“ Über dieses Thema hat Frau Elisabeth bereits in ihrer Biographie so ausführlich, wahr und anmutig geschrieben, daß ich mich nicht anheischig mache, etwas Besseres zu liefern; aber dennoch habe ich Gründe genug anzunehmen, daß meine Arbeit nicht zwecklos gewesen ist.

Eine Zeitlang mochte es scheinen, als wenn Nietzsche jetzt aufgehört habe, die Seelen zu beunruhigen. Doch der Kampf für und gegen ihn ist immer noch im vollen Gange. „Einigen Ägyptern ist eben das Krokodil heilig, einigen nicht“, wie an der Spitze unseres Büchleins steht. Besonders sucht man auch den Standpunkt Nietzsches in der Frauenfrage durch Wort und Schrift zu erschüttern. Ich habe schon früher in meiner Abhandlung über „den inneren Zusammenhang der Gedanken vom Übermenschen“ darauf hingewiesen, daß über jenes Problem kaum etwas

Besseres und Schöneres gesagt worden ist, als was Nietzsche uns darüber in seinen Schriften hinterlassen hat. Was ich damals vertreten, das wiederhole ich heute mit derselben Überzeugung und füge hinzu: Wer sich anschickt, den Boden Nietzschescher Gedanken über das erwähnte Problem zu betreten, dem muß es in den Ohren klingen wie einst dem alttestamentlichen Helden, als er im Begriff stand, dem flammenden Busch sich zu nähern: „Ziehe deine Schuhe aus von deinen Füßen; denn der Ort, darauf du stehst, ist ein heiliges Land!“ Das geben auch Kritiker unseres Philosophen zu, die sonst eine scharfe Klinge gegen ihn führen.

Doch ich weiß: für die Menge taugt der Kaviar nicht. Die einen genießen ihn sinnlos und ungeprüft, bis sie der Ekel überkommt; die anderen erheben, indem sie solche Wirkung beobachten, warnend ihre Stimme und nennen die Speise, ebenso unvernünftig wie jene, Galle und Gift. Solche Stellung hat man auch Nietzsche gegenüber eingenommen und ihn darum nicht verstanden. Nietzsche predigt weder eine Zügellosigkeit in der Liebe, noch will er die Aufhebung der Ehe, noch erstrebt er die

Emanzipation des Weibes. Wohl aber versteht er sich auf die verborgenen Schleichwege der Seele: andere gehen sie, er kennt sie und stellt alles, was im menschlichen Herzen sich regt, vor den Richterstuhl unserer Vernunft. Es ist deshalb nicht zu begreifen, wie man dazu kommen kann, dem Philosophen Laxität in seinen Lehren unterzuschieben, zumal nicht bei Leuten, denen man Geist und Urteil zutrauen muß. Hierbei denke ich besonders an den Reichsgerichtsrat Dr. Düringer, der seine dem Ministerialdirektor Dr. Kühn in Karlsruhe gewidmete Schrift „Nietzsches Philosophie vom Standpunkte des modernen Rechts“ mit so verletzenden, aber auch leichtfertigen Bemerkungen gespickt hat, daß es einem Nietzscheverehrer nicht übel genommen werden kann, wenn er sie scharf und energisch zurückweist.

Was man auch über Nietzsche sagen mag, — man sollte nie sagen, daß er die Jugend verführe. Das würde zu sehr an die Verurteilung des Sokrates und an die damit verbundene Schmach der athenischen Richter erinnern. Man könnte höchstens sagen, daß seine Schriften für die Jugend nicht faßlich



Nietzsches Mutter
Frau Pfarrer Nietzsche, geb. Franziska Oehler

genug geschrieben seien und daß diese eines Führers bedürfe, um sich darin zurecht zu finden. Aber wie viele Bücher enthalten nicht Stellen, die einen jungen Menschen irr und wirre machen können und die er dennoch oder deshalb gerade liest! Soll ich noch Namen nennen? Welcher Jüngling liest nicht unsere Klassiker: Goethe, Schiller, Wieland, Shakespeare, Heine? Oder Philosophen wie Rousseau und Schopenhauer? Oder auch die Bibel selbst? Mag sein, daß bei solcher Lektüre der eine oder andere auf Gedanken stößt, die ihn aus dem Geleise schleudern; die meisten werden sich aber wieder zurechtfinden; denn quae nocent, docent. So steht es auch mit der Lektüre der Nietzscheschen Schriften. Wir geben bereitwilligst zu, daß sie einen Menschen ganz aus der Fassung bringen können; ich könnte selbst ein Liedchen davon singen. Doch lassen sich auch Beweise dafür erbringen, daß unser Philosoph gewaltigen positiven Einfluß auf seine Leser ausgeübt hat. Ich erwähne nur das Buch von Karl Martin „das Evangelium vom neuen Menschen“, in dem uns der Verfasser schildert, wie ihn Nietzsche zuerst abgestoßen, dann aber immer fester an

sich gekettet und gestählt habe. Wie ihm, so wird es manchem anderen ergangen sein.

In seinem Streben nach einer geschlossenen Weltanschauung sucht der junge Mensch nach Geistern, aus denen er Kraft holen und die er zu seinen Idealen erheben kann. Wenn es nun gerade Nietzsche ist, den er sich zum Führer erkürt, so kann man das wohl begreifen; denn wie kein anderer vermag dieser eine tastende, hastende Seele emporzureißen und hinaufzuführen in eine wundervolle Sphärenwelt. Freilich — er verlangt von ihr, daß sie fliegen und die Glut der Sonne ertragen kann. Wer gegen Gluten nicht gefeit ist, der muß vorsichtig sein. Vor allem, meine ich, wäre Nietzsche der rechte Erzieher zur Stählung und Festigung des Willens, des besten und wichtigsten Gutes, das wir uns erwerben können. Wie Religion, Moral, Kunst, Wissenschaften, kurz, alle geistigen Mächte schließlich erst dadurch ihre Bedeutung bekommen, daß sie ihren Einfluß auf die Entwickelung der Menschen zu starken, selbständigen, lebensfähigen Persönlichkeiten erweisen können, so können wir auch die Bedeutung Nietzsches nicht hoch genug einschätzen, da er jene Bedingung

voll und ganz erfüllt. Leicht ist das Studium seiner Gedanken allerdings nicht, und der Anfänger wird mit dem Schüler im „Faust“ manchmal ausrufen: „Mir wird von alle dem so dumm, als ging mir ein Mühlrad im Kopf herum“. Aber nur Arbeit führt zum Ziele;

„Denn wie aus hartem Steine nur
Durch harten Schlag der Funke bricht,
Erfordert's Kampf mit der Natur,
Bis ihr entflammt das ew'ge Licht.“

Um Nietzsche verstehen und würdigen zu können, muß man eigentlich sein Ringen selbst durchgekostet, muß man seine theologischen, seine moralischen, seine sozialen und politischen Zweifel selbst durchgekämpft haben. Hierzu ist aber erforderlich, daß man sich innerlich durchaus unabhängig gemacht hat und keiner anderen Autorität als seinem eigenen Gewissen Reverenz erzeigt. Auch die Begriffe „Staat“, „Kirche“, „Gesellschaft“ müssen einem Probleme geworden sein. Man muß sich fragen gelernt haben: ist die Bedeutung jener Einrichtungen wirklich so groß, wie man gewöhnlich annimmt?, ist der Mensch um ihretwillen geschaffen, oder sind sie, wie es Christus

2*

so trefflich vom Sonntage gesagt hat, nur unseretwegen da? Auch die Fragen, die uns auf den folgenden Seiten beschäftigen sollen, die Fragen über Weib, Liebe und Ehe, dürfen nicht als von vornherein beantwortet gelten, sondern müssen für uns problematischen Charakter annehmen. Um solche Aufgaben dann aber lösen zu können, müssen wir mehr sein als Theologen, Philologen, Mediziner oder Juristen. Vom Sachgelehrten heißt es: „il est grand dans son genre, mais son genre est petit.“ Jene Aufgaben verlangen, daß man gelernt hat, sich hineinzubohren in die Seelen der Menschen und sich zurechtzufinden in den Irrgängen der menschlischen Psyche. Mit einem Wort: sie verlangen, daß man Psychologe ist. Daß solches von dem Gros der Sterblichen nicht verlangt werden kann, liegt auf der Hand; die Menge wird sich immer auf der Oberfläche bewegen. Von den zu Leitern des Volkes Berufenen aber sollte man voraussetzen dürfen, daß sie etwas tiefer graben als die Handwerker und Alltagsmenschen. Kann man einen Geist wie Nietzsche nach Gesetzbuchparagraphen beurteilen? Ich meine, die Juristen von heute bänden sich nicht mehr so

sehr an Paragraph und Wort, sondern urteilten nach Sinn und Geist, verführen also nach psychologischer Methode. Wenigstens glaubte ich das schließen zu müssen aus einer Äußerung eines hohen Staatsbeamten bei der Einweihung des neuen Oberlandesgerichts in Düsseldorf. Jene psychologische Methode, die eigentlich Nietzschesche, dürfte auch allein bei der Beurteilung der Gedanken unseres Philosophen angewandt werden. Dann verschlägt es nichts, ob einer, der urteilen will, dieser oder jener Fakultät angehört. Eigentümlich aber bleibt es immer, daß gerade Theologen es sind, die dem Seelenhorcher und -kenner Nietzsche das größte Verständnis entgegenbringen. Ich nenne nur Kalthoff, Weinel, Rittelmeyer und zuletzt auch Oberkonsistorialrat Kaftan, obwohl dieser in verschiedener Hinsicht zu anderen Resultaten gekommen ist, als wir sie vertreten.

Ihn führe ich auch deshalb an, weil er in seinem Buche „Aus der Werkstatt des Übermenschen“ eine Sache behandelt, auf die ich noch im Interesse meiner Leser eingehen muß. Es ist die Frage, ob Nietzsche überhaupt ernst zu nehmen ist oder nicht, ob

wir ihn als geistig krank oder geistig gesund ansehen und darnach unser Urteil über ihn abgeben sollen.

Schon daraus, daß Nietzsche ein gewisses Selbstbewußtsein besessen hat — man nennt es Hochmut und Größenwahn —, will man schließen, daß sein Geist anormal gewesen sei. Ich gehe darauf nicht weiter ein, sondern verweise nur auf die Worte Shakespeares: „Die Größe kennt sich selbst", sowie auf Äußerungen Schopenhauers, Wagners, Goethes, des Apostels Paulus und, wenn es gestattet ist, des Nazareners selbst, aus denen genugsam erhellt, wie jene Männer über sich selbst gedacht haben.

Vielmehr will ich direkt übergehen zu der offenen Behauptung, Nietzsche habe schon früh an einer Gehirnkrankheit gelitten und sei auch, schon seit dem Jahre 1881, bei der Konzeption seiner Ideen durch dieselben beeinflußt worden.

Jene Behauptung wird, wenn wir absehen von dem Urteil der Frau Lou Andreas Salome, hauptsächlich vertreten von dem Arzt Dr. Möbius, der unseren Philosophen nur vom pathologischen Standpunkte aus beurteilt sehen will, weshalb einer seiner Gesinnungs-

genossen diejenigen verspottet, „die in Nietzsches Aphorismen tiefe Weisheit, statt Einfälle eines kranken Gehirns sehen“. Interessant ist es, daß sich auch ein Irrenarzt gefunden hat, der Wagner und Schopenhauer unter die Geisteskranken rechnen zu müssen glaubte. Doch was antworten wir auf solche Erfindungen? Zunächst ist es im letzten Grunde durchaus gleichgültig, ob Nietzsche schon vor der Turiner Katastrophe geisteskrank war oder nicht; wir haben uns mit seinen Gedanken, nachdem sie einmal hinausgestreut sind, einfach abzufinden. Diese meine Ansicht unterstütze ich durch eine Äußerung des Psychiaters Pelmann in Bonn über die Rousseau-Monographie von Möbius. Pelmann sagt: „Der Gegensatz: entweder geisteskrank oder geistesgesund gilt eigentlich nirgends, am allerwenigsten aber bei Geistesheroen, und je weiter sich der Mensch von dem Durchschnitt entfernt, um so mehr entfernt er sich auch von der Normalität. Trotz seiner geistigen Störung bleibt Rousseau ein großer Geist, und seine ungewöhnlich hohe Entwickelung befähigt ihn selbst dann noch zu wundervollen Leistungen, wie wir sie in seinen ‚Bekenntnissen‘ vor uns

haben, als er längst unter der Herrschaft seiner Wahnideen stand." Auch paßt ein Wort Senekas hierhin: „Nullum magnum ingenium sine mixtura dementiae fuit". Aber das braucht man nicht einmal zur Entschuldigung Nietzsches anzuführen. Der eben erwähnte Oberkonsistorialrat Kaftan ist weit davon entfernt, ihn unter die Anormalen zu zählen; er nimmt vielmehr an, „daß Nietzsche intermittierend während der letzten Jahre seines Schaffens krankhaft erregt war, so zwar, daß diese Erregung sich gerade in den Stunden der geistigen Arbeit leicht einstellte". Gegen Möbius' Standpunkt richtet sich auch das Buch „Nietzsche im Spiegelbild seiner Schrift" von der Graphologin Isabella Freifrau von Ungern-Sternberg und nicht zuletzt auch das Werk des schwedischen Arztes Paul Bjerre „Der geniale Wahnsinn".

Aus alle dem wird dem Leser klar geworden sein, daß man's auch heute noch riskieren darf, sich einen Freund und Verehrer Nietzsches zu nennen, ohne befürchten zu müssen, daß man isoliert und womöglich selber ins Irrenhaus gesperrt werde. Zaghaften Gemütern wird vielleicht auch die Mitteilung zur Be-

ruhigung und Aufmunterung dienen, daß der hervorragende Pädagoge Dr. Matthias, Vortragender Rat im Ministerium, in meiner Gegenwart geäußert hat, es wäre sehr vorteilhaft, wenn sich in einem Lehrerkollegium einmal ein Vertreter fände, der privatim mit den Primanern den „Zarathustra" lesen könnte. Ist das nicht schrecklich?! Um so froher aber wollen wir jetzt an das gestellte Thema herantreten, zu dem wir uns durch die vorhergehenden allgemeinen Bemerkungen nur den Weg gebahnt haben. Wissenschaftlicher Geist soll uns natürlich leiten, aber nicht so, daß wir eine jede Äußerung Nietzsches verwerteten. Unter Benutzung der wichtigsten einschlägigen Gedanken wollen wir Eindrücke in unseren Lesern zu schaffen suchen, die nicht so schnell wieder aus ihnen verschwinden, sondern sie antreiben, selbst nach dem Rechten zu sehen und zu prüfen.



II.

In seinem Roman „Paris“ sagt Zola einmal: „Der Instinkt ist etwas Sicheres; denn er geht immer auf das Nützliche, auf das Wahre los.“ Einen solchen Instinkt besaß Nietzsche, er besaß den psychologischen Instinkt κατ᾽ ἐξοχήν. Im Besitz dieses außergewöhnlichen Gutes wollte er alles, auch das Verborgenste erkennen: „Ob nicht Natur zuletzt sich doch ergründe?“ Insbesondere wollte er die entlegensten Winkel der menschlichen Seele erforschen: „The proper study of mankind is man.“ Auch die Seele des Weibes durfte dabei nicht ausgeschlossen werden. Daß er sich bei diesem Studium hie und da von subjektiven Empfindungen hat bestimmen lassen, wollen wir nicht abstreiten. Ebenso kann ohne weiteres zugegeben werden, daß Nietzsches Urteil über die Frau in den verschiedenen Abschnitten seines Lebens nicht immer das gleiche gewesen ist. Im allgemeinen aber dürfen wir

ruhig behaupten, daß seine wichtigsten Gedanken über Weib, Liebe und Ehe, ob sie nun in „Menschliches Allzumenschliches“ stehen oder in „Jenseits von Gut und Böse“, von einem Gesichtspunkt aus konzipiert worden sind und deshalb im innigsten Konnex untereinander stehen.

Doch es ist die Frage aufgeworfen worden, ob Nietzsche überhaupt ein Recht gehabt habe, über den vorliegenden Gegenstand ein Urteil abzugeben, da er doch keinen nennenswerten Umgang mit Frauen genossen habe. Darauf ist folgendes zu antworten:

Abgesehen davon, daß unser Philosoph, wo überall er sich auch aufhielt, vermöge seines scharfen psychologischen Blickes leicht einen jeden Menschen durchdrang und mit der Zeit eine beneidenswerte Routine in der Beurteilung des Menschen schon nach seinem Äußeren bekam, ist es durch die Biographie seiner Schwester und die Veröffentlichung seiner Briefe doch klar erwiesen, daß er mit den verschiedenst gearteten, begabten und gebildeten Vertreterinnen des weiblichen Geschlechts in Berührung gekommen ist. Es hätte auch eigentümlich zugehen müssen, wenn Nietz-

sche, der so viel auf Reisen war, mit weiblichen Personen nicht zusammengetroffen wäre. Doch wir wollen Tatsachen reden lassen.

Daß er, solange er zu Hause war, nur weibliche Personen um sich gehabt hat, weiß man wohl, führt dies aber nur an, wenn man ihm bezüglich der Weichheit seines Gemütes etwas nachsagen will, — nicht mit Recht; denn man könnte daraus, daß er als Quintaner einmal einen anderen Jungen als weibisch bezeichnete, weil er sich abends noch vom Dienstmädchen abholen ließ, fast auf das Gegenteil bei ihm schließen. Seine Familie in Naumburg bestand aus seiner Mutter, seiner Schwester, einer Großmutter und zwei Tanten, mit denen er, nach verschiedenen Aufzeichnungen aus jener Zeit, in treuer Liebe und Anhänglichkeit verbunden war. Auch später, als er schon in Basel Professor war, spricht und schreibt er noch mit der innigsten Verehrung von jenen Verwandten, z. B. in seinen Briefen an die Mutter, als die Großmutter und die Tanten gestorben waren. Seine Mutter selbst hat vielleicht keinen ausschlaggebenden Einfluß auf ihn gehabt. Daraus aber, daß er sie einmal „die kleine Törin“

genannt hat, zu entnehmen, er habe sie gering geschätzt, ist nichts anderes als lächerlich. Er hat seine Mutter geliebt, wie nur ein Sohn seine Mutter lieben kann.

Sollten ihm aber nicht schon alle jene Verwandten mit ihren verschiedenen Charakteren Gelegenheit genug geboten haben, über die Seele des Weibes nachzudenken? Und nicht zum wenigsten im Verlauf langer Jahre seine Schwester Elisabeth?

Das Verhältnis zwischen diesem Geschwisterpaar muß ein ganz außergewöhnliches gewesen sein, da sich beide, wie Frau Förster erzählt, nie im Leben ein unfreundlich Wort gesagt haben. Freilich fühlte sich Nietzsche schon als Junge, obwohl seine Schwester nur zwei Jahre jünger war, ihr weit überlegen und zeigte das auch im Umgang mit ihr, — so recht wie Jungen tun. Wenn er sich aber auch als den älteren Bruder fühlte, so war ihm seine Schwester doch immer eine liebe Spielgefährtin, — nur dann nicht, wenn seine Freunde um ihn waren. Doch so innig die beiden Geschwister auch in der Jugend verbunden waren, — ihre große Liebe von der Baseler Zeit an, wo die Schwester

dem Bruder häufiger den Haushalt führte, bis an seinen im Herbst 1900 erfolgten Tod ist kaum zu beschreiben. Solche herzlichen Beziehungen bewirkten natürlich, daß die Schwester immer mehr in die Gedankenwelt ihres Bruders eindrang; und man muß sich sehr darüber wundern, daß beim Erscheinen des „Menschlichen Allzumenschlichen" einige Leute behaupteten, sie wäre durch verschiedene darin enthaltene Stellen über das Weib beleidigt worden und habe deshalb eiligst Basel und ihren Bruder verlassen.

In Basel verkehrte Nietzsche viel in den Familien seiner jungen Kollegen, besonders in der seines Freundes Overbeck, dessen Gattin er schon als Braut kennen gelernt hatte. Hier war es auch, wo er einmal den Besuch der Großfürstin Konstantin empfing. Diese hohe Dame, die er schon von früher kannte und zu der er mit besonderer Hochachtung emporblickte, war auf der Durchreise begriffen und wollte nur kurze Zeit in Basel bleiben. Nietzsche hatte vor, sie nach Tribschen zu Wagners zu führen. Da das nicht mit ihren Plänen harmonierte, mußte er seine Absicht aufgeben, zeigte ihr aber die Stadt

und leistete ihr einen ganzen Abend in ihrem Hotel Gesellschaft.

Die Erwähnung der Wagnerschen Familie führt mich zu der wundervollen Freundschaft, die längere Jahre zwischen Nietzsche und Richard und Cosima Wagner bestanden hat und die zuletzt so tragisch auseinander gegangen ist. Ich kann an dieser Stelle natürlich nicht näher darauf eingehen und muß mich begnügen, nur darauf hinzuweisen, daß insbesondere auch zwischen Nietzsche und Frau Cosima, wie es aus Briefen noch hervorgeht, eine große gegenseitige Sympathie vorhanden war, daß Nietzsche die verheiratete Freundin als Gattin und Mutter hochgeschätzt und daß seine Verehrung für sie, die er als „die erste Stimme in Fragen des Geschmacks" ansah, auch nach der Trennung von Wagner nicht aufgehört hat.

Durch den Verkehr mit Wagners lernte Nietzsche auch, zumal bei Gelegenheit der ersten Festspiele in Bayreuth, viele andere Frauen kennen, die mit ihm die Begeisterung für die neue Musik teilten. Außer den Gräfinnen Schleinitz und Dönhof und der Gattin seines Freundes Freiherrn von Seyd-

litz nenne ich besonders das ungefähr dreißig Jahre ältere Fräulein Malvida von Meysenbug, die Verfasserin der „Memoiren einer Idealistin“. Mit ihr hatte Nietzsche viele Berührungspunkte, so daß sich zwischen ihnen eine große Freundschaft entwickelte, an die noch ein längerer Briefwechsel erinnert. Bisweilen hielten sie sich auch gemeinsam in derselben Gegend auf. So wohnten sie z. B. mit noch zwei anderen Geistesverwandten einmal mehrere Monate zusammen in Sorrent unter einem Dache. Immer aber zeigte sich Fräulein von Meysenbug dem unermüdlich schaffenden Philosophen gegenüber als eine mütterliche Freundin, die ihm, wie es aus einer Notiz Nietzsches an seinen Freund von Gersdorff hervorgeht, auch geistig sehr viel sein konnte. Leider bekam zuletzt auch diese Freundschaft einen Stoß, und das in einer Zeit, wo Nietzsche so ganz verlassen war, kurz vor dem Ausbruch seines unheilbaren Leidens. Schuld daran war „der Fall Wagner“.

Fräulein von Meysenbug war auch die Urheberin des kurzen Verkehrs zwischen Nietzsche und Fräulein Lou Salomé, der späteren Frau Andreas. Diese Dame, die

sich nachher durch eine wenig verständnisvolle Schrift gegen Nietzsche bekannt gemacht hat, ist der Aufnahme seiner Gedanken nicht fähig gewesen. Es war selbstverständlich, daß er bald die Beziehungen zu ihr aufgab.

Um so erfreulicher ist das, was wir über seine Beziehungen zu Frau Marie Baumgartner in Lörrach zu sagen haben, deren Sohn Nietzsches Schüler in Basel war. Frau Baumgartner, deren Freundschaft mit Nietzsche auf „Schopenhauer als Erzieher" zurückzuführen ist, übersetzte dieses Werk ins Französische und unterstützte den Freund auch besonders während seiner ersten großen Verlassenheit durch Abschreiben von Manuskripten.

Zu erwähnen wäre auch der Verkehr Nietzsches mit einer alten Engländerin, Mrs. E. Fynn, deren Tochter Emily und einer Freundin der beiden Damen, die sich öfter zur selben Zeit wie er in Sils-Maria aufhielten. Von Frau E. Fynn hat uns Elisabeth Förster eine Bemerkung vermittelt, die uns so recht zeigt, wie zartfühlend Nietzsche Damen gegenüber war. Die betreffende Dame hat der Schwester Nietzsches selbst erzählt, daß er die größte Rücksicht auf ihren kranken Zustand genom-

men und sie auch gebeten habe, sich doch nur nicht mit seiner Philosophie zu befassen, da sie sich dadurch zu sehr aufregen würde.

Doch auch weniger ernste, frischere, heiterere Stunden verbanden ihn mit der Frauenwelt.

In Coblenz war er einmal zu Beginn seiner Studienzeit bei einer Dame zu Mittag geladen. Die Gesellschaft muß ihm sehr behagt haben, auch die Tochter des Hauses gefiel ihm sehr wohl. Eins nur hatte er an ihr auszusetzen: sie war ihm zu groß. Eine große Erscheinung war nicht sein Geschmack, da er mehr „die Pusselchen“ liebte.

Um dieselbe Zeit machte er auch in Köln das niederrheinische Musikfest mit, von dem er ganz begeistert war. Besonderen Eindruck scheint hier auch eine Pariser Klavierkünstlerin auf ihn gemacht zu haben; er schreibt nämlich über sie an seine Schwester entzückt: „Denke dir eine kleine, noch jugendliche Persönlichkeit, ganz Feuer, unschön, interessant, schwarze Locken!“

Später, als er schon mehrere Jahre in Amt und Würden war, schreibt er seinem Freunde von Gersdorff, daß er ihm beim nächsten Wiedersehen erzählen wolle „von

zwei liebenswürdigen Russinnen in einer englischen Pension", die er bei seinem Aufenthalt in Genf kurz vor Ostern 1876 kennen gelernt habe.

Interessanter ist sein Rencontre mit einer Ballettänzerin aus Mailand, über das er an Fräulein von Meysenbug also schreibt: „Die ganze Reise von Genua nach Mailand machte ich mit einer sehr angenehmen jungen Ballerina eines Mailänder Theaters zusammen. Camilla era molto simpatica, oh Sie hätten mein Italienisch hören sollen. Wäre ich ein Pascha gewesen, so hätte ich sie mit nach Pfäffers genommen, wo sie mir, bei der Versagung geistiger Beschäftigungen, etwas hätte vortanzen können. Ich bin immer noch von Zeit zu Zeit ein bißchen ärgerlich über mich, daß ich ihretwegen nicht wenigstens ein paar Tage in Mailand geblieben bin".

Daß er für Frauen auch tiefere Empfindungen haben konnte, wenn diese auch nur sehr selten aufgetreten sein mögen, beweisen seine Beziehungen zu Frau Louise O. in Paris, die er ebenfalls während der ersten Wagneraufführungen in Bayreuth kennen lernte. Ich komme später darauf zurück, da

dies Verhältnis eine große Bedeutung hat für die richtige Würdigung des Nietzscheschen Charakters und Wesens.

Doch auf eins noch muß ich hinweisen. Ende 1880 und die ersten Monate des Jahres 1881 hielt Nietzsche sich in Genua auf, wo er die „Morgenröte“ fertigstellte. Damals machte er auch Aufzeichnungen über sich und sagt darin unter anderem, „für einen Philosophen sei es notwendig, außer mit den höchsten Geistern ab und zu auch mit dem niederen Volke umzugehen, was unentbehrlich sei wie der Anblick von mächtiger und gesunder Vegetation“. Dieses „niedere Volk“ hat er nun auch wirklich aufgesucht, und er muß es, recht menschlich mit ihm verkehrend, in beiden Geschlechtern wohl kennen gelernt haben. Seine damalige Wirtin, die ich selbst einmal besucht habe, hat mir manches erzählt, das darauf schließen läßt.

Und zuletzt will ich auch das noch erwähnen, daß Nietzsche in den achtziger Jahren auch viel mit Frauen in Berührung gekommen ist, welche sich der Emanzipationsbewegung angeschlossen hatten, woraus erhellt, daß er sich auch über diese wohl ein Urteil erlauben durfte.

Die einzigen Frauen, die ihm zur rechten Beurteilung vielleicht nicht nahe genug gekommen, sind die aus den mittleren und höheren Kreisen hervorgehenden Vertreterinnen des weiblichen Geschlechtes, die durch die Verhältnisse gezwungen sind, sich ihren Lebensunterhalt selbst zu erwerben.

Doch im allgemeinen? — Nietzsche trug sich zu Beginn der achtziger Jahre mit der Absicht, seine Gedanken über das weibliche Geschlecht zusammenzustellen. Der Entwurf ist noch erhalten, und man kann daraus ersehen, daß uns Nietzsche Bedeutendes über das erwähnte Problem geschrieben hätte, weshalb wir bedauern müssen, daß der Plan nicht ausgeführt worden ist. Und nun wollen immer noch Leute behaupten, unser Philosoph sei gar nicht imstande gewesen, sich über die Frau ein Urteil zu bilden? Wir antworten darauf nicht mehr.

* * *

Doch fragen wir uns nun, von welcher Perspektive aus Nietzsche das weibliche Geschlecht ansah, so wird sich jeder, der seine Philosophie einigermaßen kennt, sagen, daß seine

Stellung zum Weibe in engster Verbindung steht mit seiner Weltanschauung überhaupt, auf die wir deshalb in aller Kürze eingehen müssen.

Indem wir die Erscheinungen des Lebens auf uns wirken lassen und abwägen, ob Glück oder Leid im menschlichen Dasein vorherrscht, taucht von selbst die Frage in uns auf: ist diese Welt die denkbar schlechteste oder die denkbar beste?, woraus dann die Folgerung sich ergibt: soll sie besser untergehen, oder soll sie zu immer größerer Entfaltung gebracht werden? Als Hauptvertreter jener pessimistischen Anschauung wird gewöhnlich Schopenhauer genannt, und seine Anhänger sind einmal sehr zahlreich gewesen. Doch ist dieser Pessimismus nicht neu, er reicht hinein in Zeiten, die längst, längst hinter uns liegen; schon das alte Testament enthält Bücher, die von ihm beherrscht sind. Aber auch die verschiedenen Richtungen der christlichen Kirche dulden, ja pflegen jene Weltanschauung. Zwar wollen sie es nicht einräumen und geben vor, einen ausgesprochenen Optimismus zu vertreten, indem sie erklären, daß sie sich doch zur Aufgabe gesetzt hätten,

durch Errettung der Seelen das Glück der Menschen in kräftigster Weise zu fördern. Aber in dieser Erklärung liegt grade die falsche Definition des Optimismus. Was jene kirchlichen Richtungen unter Optimismus verstehen, ist etwas ganz anderes, als was wir damit meinen. Ihr Begriff bezieht sich auf etwas Außerweltliches und könnte meinethalben metaphysischer Optimismus genannt werden. Unser Optimismus dagegen bezieht sich nur, ohne sich zu jenem in Gegensatz zu stellen, auf diese Welt, die uns als irdische Menschen trägt und hegt, und sein Name sollte eigentlich auch nur in diesem Sinne gebraucht werden. Der Optimismus in letzterer Auffassung vertritt den Standpunkt: die Welt, in der wir leben, ist die denkbar beste; alles, was sie bietet, ist gut; auch das Leid hat seinen angemessenen Platz in ihr; darum wollen wir hier nichts anderes als das uns angewiesene Leben; wir bejahen es in allem, was es ist und was es bringt; kurz, wir stehen ihm als ganze Optimisten gegenüber. Und diesen Standpunkt nimmt Nietzsche ein.

Bejahen wir nun aber mit ihm das Leben

in allen seinen Erscheinungen, dann müssen wir unsere Lebensführung auch ganz darnach einrichten, dann müssen wir nicht nur den Instinkt zum Leben in uns frei walten lassen, sondern müssen auch mit Bewußtsein und Absicht darnach trachten, der Dekadenz zu steuern und der Entwickelung zu Höherem und Stärkerem freie Bahn zu schaffen. „Wille zu Leben und Macht“ ist der Sinn der Erde und wird Parole. Die Philosophie des Natürlichen, der Kraft, der Schönheit, der Freude, wie sie auch schon von Zola, Ibsen, Strindberg, Hamerling, Zerbst, Hart usw. gelehrt wurde, wird unsere Führerin, und Friedrich Nietzsche gilt als der Herold und gewaltigste Rufer im Streit.

Soll aber der Wille zum Leben nicht mehr aufgehoben, sondern vielmehr gestärkt und gekräftigt werden, dann ist es klar, daß wir zuerst daran denken müssen, jenes Prinzip an uns selbst zur Durchführung zu bringen. Wünschen wir uns deshalb Kinder, die an Kraft und Gesundheit des Körpers und Geistes über uns hinausragen, dann bleibt uns nichts übrig, als zuvörderst an uns selbst zu arbeiten, und nicht zum wenig-

sten auch die Frau, die ja ebenso wie der Mann den natürlichen Entwickelungsgesetzen unterworfen ist.

Es steht nun einmal so, und nichts ist daran zu ändern: der Mann weckt das neue Leben, und die Frau bringt es hervor. Diese Tatsache bestimmt beider äußere wie innere Entwicklung. Was die Frau angeht, so steht ihr ganzes Leben unter der Prädestination zur Mutterschaft. Das ist der Wille der Natur, und jedes Weib sollte es als seine Ehrenpflicht ansehen, diesen Willen als ein heiliges und erhabenes Gesetz über sich anzuerkennen. Damit ist natürlich vielerlei verbunden. Eine Frau, die gesunde Kinder hervorbringen will, muß zunächst darauf sehen, selber gesund und stark zu sein; denn nur eine gesunde Frau kann gesunde Kinder gebären. Hiermit im Zusammenhang würde stehen, daß sie auch imstande wäre, durch Beherrschung der Nahrungspflege und der wichtigsten hygienischen Lehren die Nachkommenschaft gesund zu erhalten. Doch nicht allein die Nachkommenschaft, — auch dem Manne müßte sie dadurch treu zur Seite stehen; denn es ist nicht nur eine alte, nach-

geleierte Redensart, sondern ein natürliches Gesetz, daß die Frau ans Haus, der Mann aber ans Leben gebunden ist. Im Interesse der Kinder, auf die ja alles ankommt, würde es auch liegen, wenn die Mutter es verstände, den „Geist der Schwere" von ihren Räumen fernzuhalten und den Frohsinn der Lebensbejahung von sich auf die anderen Hausgenossen zu übertragen. Und käme dann noch dazu, daß sie für das Gedeihen ihrer jungen Brut durch Selbstzucht und Treusinn alle bösen Geister bannte, dann wäre sie wohl die Besitzerin aller der Eigenschaften, die Nietzsche von einem idealen Weibe verlangt. Oder müßte nicht auch die sogenannte Bildung noch hinzukommen? Nein, von dieser mochte unser Pilosoph beim Weibe nichts wissen.

Doch wenn wir auch hiervon absehen, — können wir seinen oben entwickelten Forderungen wohl beistimmen? Wenn wir es tun, so geschieht es nicht deshalb, weil Nietzsches Frauenideal dem unsrer meisten Künstler und dem der homerischen Heldenzeit entspricht und weil Frau Elisabeth Förster den uns sehr sympathischen Vergleich

zieht zwischen jenem Ideal und der deutschen Landedelfrau, sondern allein aus dem Grunde, weil die Forderungen, die Nietzsche an das weibliche Geschlecht stellt, ganz und gar aus der Natur und der Bestimmung desselben sich ergeben.

Die Frau soll gesund sein: das ist die erste Bedingung für die Ausführung des großen Zukunftsgedankens. Wie steht es heute bezüglich dieser Forderung beim Weibe? Ist es nicht so, daß eine große Anzahl Frauen nur schwer gebären und noch viel schwerer säugen und nähren kann? Ja, scheint es nicht so, als ob viele von ihnen in dieser Hinsicht ganz den Instinkt des Weibes verloren hätten? Und wenn nicht in allen Kreisen, dann doch wenigstens in den gebildeteren Schichten unserer Gesellschaft? „Gebären ist mühsam — sagen die anderen —, wozu noch gebären? Man gebiert nur Unglückliche! — Und auch sie sind Prediger des Todes". Hat Nietzsche unrecht, wenn er so redet? Der alte Jahn hat einmal gesagt, die echte Frau müsse ihrem Manne Söhne gebären — stark fürs Vaterland; aber in Wirklichkeit ist es doch so, daß viele Frauen nicht

mehr dazu imstande sind. Deshalb ruft ihnen Nietzsche ermahnend zu: „Ein Mann soll zum Soldaten erzogen werden in irgend einem Sinne. Und das Weib zum Weib des Soldaten in irgend einem Sinne", und an einer anderen Stelle: „So will ich Mann und Weib: kriegstüchtig den einen, gebärtüchtig das andere". Man hat über solche Ausdrücke gespottet; aber Spott haben sie nicht verdient, sie enthalten eine tiefe Wahrheit.

Noch mehr ist gespottet worden über das, was Nietzsche über die Tüchtigkeit der Frau im Haushalt gesagt hat. Die Hauptstelle lautet: „Die schauerliche Gedankenlosigkeit, mit der die Ernährung der Familie und des Hausherrn besorgt wird! Das Weib versteht nicht, was die Speise bedeutet: und will Köchin sein! Wenn das Weib ein denkendes Geschöpf wäre, so hätte es ja, als Köchin seit Jahrtausenden, die größten physiologischen Tatsachen finden, insgleichen die Heilkunst in seinen Besitz bringen müssen! Durch schlechte Köchinnen — durch den vollkommenen Mangel an Vernunft in der Küche ist die Entwickelung des Menschen am längsten aufgehalten, am schlimmsten beeinträchtigt

worden: es steht heute selbst noch wenig besser. — Eine Rede an höhere Töchter.“ Ich frage auch hier: ist der Vorwurf nicht berechtigt? Wenn ein Weib berufen ist, ein Kind oder mehrere groß zu ziehen und seinen Mann, den Vater dieser Kinder, so zu unterstützen, daß er mit Freuden für seine Familie arbeitet, dann liegt gewiß die Notwendigkeit vor, daß die Leiterin des Hauswesens in der Küche Bescheid weiß, und nicht nur so, daß sie für jeden Tag notdürftig eine Speise zurechtmachen kann, sondern in der Weise, daß sie über die Zusammensetzung der Speisen für Gesunde und Kranke bis ins einzelne orientiert ist. Diese Fähigkeiten verlangt Nietzsche von den Frauen, und ich muß seiner Schwester durchaus zustimmen, wenn sie, die Gedanken ihres Bruders darüber noch ergänzend, auf die große Bedeutung derselben für das ganze weibliche Geschlecht hinweist. „Der Mann soll zum Krieger erzogen werden, das Weib zur Erholung des Kriegers“. Leider aber hat Nietzsche beobachten müssen, daß viele Frauen diesen ihren Beruf nicht mehr kennen. Er hat gerade in den höheren Ständen, auch in den mittleren, gefunden, daß dem schönen

Geschlecht das Arbeiten nicht recht zusagt. Man muß ihn deshalb verstehen, wenn er schreibt: „Die Frauen empfinden die Langeweile nicht, weil sie niemals ordentlich arbeiten gelernt haben“ oder: „Vom Arbeiten wußten die Frauen ein sinnverwirrendes Aufsehen zu machen, so daß von den Männern das Verdienst ihrer Tätigkeit zehnfach überschätzt zu werden pflegt“. Die Worte klingen hart. Aber man schaue sich einmal um und beobachte die Tätigkeit so mancher Frauen und Jungfrauen der höheren und mittleren Gesellschaft! Was wissen die von ernster Arbeit? — Glücklicherweise gibt es auch hervorragende Ausnahmen; das wußte auch Nietzsche.

Etwas anders, denke ich, steht es beim Weibe mit der Kunst, durch Liebreiz und Anmut zu gefallen. Sie entsteht nach Schopenhauer daraus, daß die Frau mehr der Gegenwart lebt als wir: „Sie genießt diese, wenn sie nur erträglich ist, besser, woraus die ihr eigentümliche Heiterkeit hervorgeht, die sie zur Erholung und Tröstung des sorgenbeladenen Mannes eignet“. Zwar führt Nietzsche jene Kunst auf „den Instinkt der zweiten Rolle“

zurück; doch er gibt ihren Besitz unbedingt zu und weiß sie auch hoch genug einzuschätzen. Wir würden es auch nicht begreifen, wenn er's nicht täte, er, der wie kaum ein anderer — um mit Iphigenie zu reden — in jeder Hinsicht „das Land der Griechen mit der Seele suchte". O, er kannte nur zu gut die Wahrheit des Wortes: „Ein edler Mann wird durch ein gutes Wort der Frauen weit geführt"! Er wußte nur zu genau, daß ein Weib durch äußere wie innere Vorzüge Unsägliches über den Mann vermag, weshalb er einmal sagt: „Lieber verwesen als ein Weib sein, das nicht reizt". Das Entfalten seiner Reize gehört eben zu seiner Natur, zu seinem Wesen; das Weib soll gar nicht anders sein. Auch Schiller spricht das einmal in den Distichen aus: „Tugenden braucht der Mann, er stürzt sich wagend ins Leben, tritt mit dem stärkeren Glück in den bedenklichen Kampf. Eine Tugend genüget dem Weib: sie ist da, sie erscheinet, Lieblich dem Herzen, dem Aug lieblich erscheine sie stets". Daß man sie öfter freilich nicht so antrifft, das hat Nietzsche nicht allein beobachtet, das wird keinem Manne entgangen sein.

Ja, es gibt auch Frauen, die von ihrer mürrischen, unzufriedenen Art nicht mehr zu kurieren sind. Auf sie bezieht sich dann das Wort aus dem „Menschlichen Allzumenschlichen“: „Wenn man den Unzufriedenen, Schwarzgalligen und Murrköpfen die Fortpflanzung verwehrte, so könnte man schon die Erde in einen Garten des Glücks verzaubern. — Dieser Satz gehört in eine praktische Philosophie für das weibliche Geschlecht“.

Wenn nun solche „schwarzgalligen“ Frauen zur Ehe nicht taugen, dann nicht viel weniger auch solche, die durch ihren Flattergeist den Ernst der ehelichen Gemeinschaft zu zerstören drohen. Wer nicht weiß, daß die Absicht der Eheschließung etwas Heiliges und Hehres ist und daß sie den unbedingten Gedanken der Selbstzucht in sich schließt, der hat nach Nietzsche kein Recht, sich zu vermählen. Für die Frau heißt das nichts anderes, als daß sie ihr ganzes Sinnen und Trachten auf die Erziehung ihrer Kinder, die gar nicht einseitig und eintönig zu sein braucht, konzentriert und daß sie ihr Hauswesen für ihren Gatten und Kämpfer nach bestem Ge-



Nietzsches Schwester
Frau Elisabeth Foerster-Nietzsche

schmack einrichtet und leitet. O, wenn doch ihr ganzes Geschlecht wüßte, welch tiefen Wunsch und welch heiligen Willen unser Philosoph damit zum Ausdruck gebracht hat! Daß er noch so wünschen mußte, dafür hatte er seinen guten Grund. Wie viele Frauen gibt es, welche über die ihnen von der Natur gewiesenen Ideale andere stellen, die mit der hohen Aufgabe, die Nietzsche der Ehe gestellt hat, nichts zu schaffen haben, ja, ihr direkt entgegenstehen! Schuld daran tragen aber nach seiner Meinung nicht nur sie selbst, sondern vielleicht mehr noch ihre Männer, die nicht verstanden haben, in ihnen die Achtung und den Respekt zu wecken, die sie vor dem Manne unbedingt haben wollen und müssen, worauf wir später noch eingehen werden.

Ja, Nietzsche verlangt — und das sollte man nur recht verstehen und beherzigen — die unbedingte Herrschaft des Mannes über die Frau, nicht in dem despotischen Sinne, daß dieser nach Willkür und Laune mit ihr verfahren könne — das wäre lächerlich —, aber in dem ernsteren Sinne, daß er dem Willen der Natur gemäß seiner Familie den

Stempel seines mehr auf die Zukunft gerichteten Wollens aufdrücken soll. Das rätselhafte Weib soll dem logisch vorgehenden Manne durchaus untergeben sein: „Das Glück des Mannes heißt: ich will. Das Glück des Weibes heißt: er will“, — vorausgesetzt natürlich immer, daß normale Verhältnisse vorliegen. Das sind Anschauungen, die gar nicht neu sind. Im Alten Testament spricht Gott zu Eva: „Dein Wille soll deinem Manne unterworfen sein, — er soll dein Herr sein“; der Volksmund sagt: „Weiberregiment nimmt selten ein gut End’; und irgendwo fand ich vor Jahren einmal den Spruch:

„Es ist im Haus nicht wohlgetan,
Wenn die Henne kräht und nicht der Hahn.“

Die Frau sollte sich doch kein unsinniges, der Natur ganz widersprechendes Zeug in die Ohren tuten lassen. Die Bestimmung der Frau zur Schwanger- und Mutterschaft nimmt ihr nicht jede Aussicht auf Ebenbürtigkeit, aber auf Gleichstellung mit dem Manne. Darum sollte sie ohne weiteres die Herrscherstellung des Mannes anerkennen, auch außerhalb der Ehe.

Ein schönes Beispiel solcher Anerkennung

bietet — mutatis mutandis — das Verhältnis zwischen Nietzsche und seiner Schwester selbst. Während er sich, wie wir schon gehört haben, als den Überlegeneren fühlte und sich schon früh als den Erzieher seiner, doch wahrhaftig nicht unbedeutenden Schwester ansah, war sie zumeist gern bereit, seiner Autorität sich zu unterwerfen. Solches Verhalten steht natürlich im krassen Gegensatz zu den Emanzipationsgelüsten der „modernen“ Frau. — Dennoch aber und trotz alledem: „Vergiß die Peitsche nicht!“ Es bleibt dabei, daß Nietzsche in der Geschichte „von den alten und jungen Weiblein“ den Nagel auf den Kopf getroffen hat. Darauf einzugehen brauche ich an dieser Stelle wohl nicht mehr, da nach den entsprechenden Ausführungen von Frau Elisabeth Förster wohl einem jeden jetzt klar sein muß, was Nietzsche damit gemeint hat. Einem jeden? Nein, Herr Reichsgerichtsrat Düringer ist immer noch der Ansicht, daß Nietzsche die Worte mit der Peitsche wörtlich gemeint habe. Er schreibt: „Daß es ihm mit der Peitsche blutiger Ernst ist, das ergibt die Nutzanwendung, die er selbst von dem Rat des alten Weibleins in dem ‚anderen Tanzliede‘ macht.“ — Wie verständnislos!

„Das war kein Meisterstück, Oktavio!“ Aber weniger noch als das Werk eines unparteiischen Kritikers waren die Bemerkungen, welche Düringer angeknüpft hat an eine rein sachliche Notiz über den vorliegenden Gegenstand von meinem alten Lehrer Prof. Theobald Ziegler und die eine Beleidigung Nietzsches allerschlimmster Art enthalten. Ich gehe darüber zur Tagesordnung über und weise nur noch auf die komische Aufforderung Düringers hin, man solle doch einmal mit den Bildern, welche Nietzsche von den Weibern entwerfe, die Goetheschen Frauengestalten, eine Dorothea, eine Lotte, eine Iphigenie vergleichen, — als ob Nietzsche nicht etwas ganz anderes bezweckt hätte als Goethe! Nein, wir müssen dabei verharren: „Das Weib, das das Fürchten verlernt, gibt seine weiblichsten Instinkte preis“. Lehrt das nicht auch Shakespeares „Gezähmte Widerspenstige“?

Doch ich hab' es schon gesagt: es wäre verfehlt, wenn man die „Furcht“ des Weibes vor dem Manne, von der Nietzsche spricht, als eine sklavische Unterwürfigkeit ansehen wollte. Wie könnte mit solcher Annahme die Hochachtung in Einklang gebracht werden,

die unser Philosoph z. B. der Mutter Napoleons erwiesen hat als einer Frau, die durch ihren Willen zur Herrschaft über die Männer gekommen sei? O, nein, das wäre verkehrt. Nietzsche ist sich vollständig klar darüber, daß ein Weib Großes zu leisten vermag. Aber die Möglichkeit solcher Leistung kann er nur in der Befolgung des Goetheschen Wortes erblicken: „Dienen lerne beizeiten das Weib nach seiner Bestimmung; denn durch dienen allein gelangt sie endlich zum Herrschen, zu der verdienten Gewalt, die ihr doch im Hause gebühret". Es ist eben die Art, wie sich das Weib betätigt, eine ganz andere als die des Mannes.

Da nun die Frau vom Schicksal auf einen nur ihr eigenen Weg gewiesen ist, so leuchtet es ein, daß sie meistens auf den Gebieten, wo der Mann seine Kräfte entfaltet, nicht so tüchtig ist wie er. Dazu kommt, daß die Tätigkeit der Frau sich mehr auf unscheinbarere, weniger in die Augen fallende Dinge erstreckt, die des Mannes aber am Rade der Zeit und in den Werkstätten des Lebens sich entfaltet, so daß auch seine ganze äußere und innere Entwicklung eine tiefere und gediegenere werden muß. Man kann daher von

diesem Gesichtspunkt aus das Wort Nietzsches wohl verstehen: „Jeder Umgang, der nicht hebt, zieht nieder, und umgekehrt. Deshalb sinken gewöhnlich die Männer etwas, wenn sie Frauen nehmen, während die Frauen etwas gehoben werden". Das steht nicht im Widerspruch mit Nietzsches Meinung, daß die Frau auch den Mann vorteilhaft beeinflussen könne. Auch spricht unser Philosoph den Frauen ein verständiges Urteil nicht überhaupt ab. In „Jenseits von Gut und Böse" sagt er sogar, „ein wohlgeratenes Weib sei immer ein kluges Weib". Es gibt sogar Dinge, meint Nietzsche, die ein Weib besser erfassen könne als der Mann: „Für solche gesagt, welche sich etwas zurechtzulegen wissen: Die Weiber haben den Verstand, die Männer das Gemüt und die Leidenschaft. Dem widerspricht nicht, daß die Männer tatsächlich es mit ihrem Verstand so viel weiter bringen: sie haben die tieferen, gewaltigeren Antriebe. Diese tragen ihren Verstand, der an sich etwas Passives ist, so weit". Der Verstand des Weibes ist ein anderer; vom Gefühl geleitet, arbeitet er schneller, dringt aber nicht ein, wozu die Äußerung Hippels

paßt: „Männer sehen auf das, was man von ihnen denkt, Weiber, was man von ihnen sagt". Nein, die geistige Fähigkeit hat Nietzsche den Frauen nie abgestritten; er hat sie nur einmal seziert und sie auf das richtige Maß der Beurteilung zurückgeführt. Sie steht, wie alle anderen Fähigkeiten des Weibes, unter der Einwirkung des ihm vom Schicksal zugewiesenen Loses.

Diese Schicksalbestimmung prägt am Geiste der Frau auch alle die Eigenschaften aus, die jedermann kennt und die wir mit dem gemeinsamen Namen „Unberechenbarkeit" bezeichnen wollen. In diesem Worte liegt alles, was wir am Weibe lieben und hassen, kurz, was uns anzieht. Auf der einen Seite vermag der von tiefem Gefühl geleitete Verstand ein Weib zum größten Heldentum zu erheben. Nietzsche schreibt zwar im Jahre 1880, daß „die Frau Pastor H. die einzige ihm aus seiner Knabenzeit bekannte Frau gewesen sei, die er einer heroischen Handlungsweise für fähig gehalten habe"; aber es ist doch nicht zu leugnen, daß wir nicht nur in unserer Literatur, sondern auch im täglichen Leben Frauen finden, die sich durch Heroismus ausgezeichnet haben und aus-

zeichnen. Besonders wird sie gegebenenfalls die Verteidigung des Heiligtums ihrer Liebe Mittel erfinden lassen, deren Anwendung zu einer Heldentat werden kann. Andrerseits freilich ist der Frauen Geist auch so gestaltet, daß er sie zu Handlungen treiben kann, für die wir Männer im allgemeinen zu naiv sind. Daß auch Nietzsche diese Ansicht vertritt, ist natürlich wieder ein Grund, ihn ernstlich zu befehden. Doch diesmal wollen wir ihn nicht selbst verteidigen, wir wollen andere sprechen lassen, und zwar Männer, deren Namen einen guten Klang haben und nicht anrüchig sind.

Rousseau, dessen sehr ungünstiges Urteil über die Frau wohl bekannt ist, darf ich vielleicht nicht anführen. Wohl auch Schopenhauer nicht, der den Frauen Gerechtigkeit, Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit abspricht. Aber vielleicht andere. Lotze sagt: „Die Frauen lieben zwar die Lüge nicht, wohl aber den Schein“. Paul Möbius äußert sich dahin, daß „die Frauen zu jedem Nervenleiden disponiert seien, für welches die Willensschwäche charakteristisch sei“. Und Shakespeare? „Frailty, thy name is wommen“. Und Schiller? „Denn das Weib ist falscher Art,

und die Arge liebt das Neue". Auch Mozarts Worte „cosi fan tutte' und Verdis „donna è mobile" im Rigoletto bezeichnen dasselbe. Ferner finden wir Sirach 25 die hierher gehörige Stelle: „Es gibt keine List über Frauenlist". Auch Vergil und Juvenal äußern sich in ähnlicher Weise. Doch es wird nicht nötig sein, noch weitere Ansichten über diesen Punkt vorzubringen. Die Frauen brauchen sich also nicht über Nietzsche zu beklagen, schon andere haben sie durchschaut und erkannt, nur mit dem Unterschiede, daß Nietzsches Urteil ein viel schöneres, psychologischeres und gerechteres ist.

Diesen seinen gerechten Sinn finden wir auch in seinem Urteil über Vorzüge des Weibes. Was ihm bei der Frau als für den Mann nachahmenswert aufgefallen ist, ist ihre feinere Art, sich zu bewegen und überhaupt zu leben. In Erinnerung an die früher schon erwähnte englische Dame schreibt er einmal: „Wenn du irgend ein Wundertier von Eleganz des Geistes und der Gebärde noch entdeckst, meine liebe Schwester, so melde mir's!" Überhaupt wußte er sehr wohl, daß die Feinheit der Manieren weniger bei den

Männern zu finden ist als bei den Frauen, weswegen er als Student einmal einen jungen Freund lobend hervorhebt wegen seiner „Geschmeidigkeit der Bewegung, die an vielen Umgang mit Frauen erinnere", und im Rückblick auf seinen Aufenthalt in Pforta sagt: „Der Pfortenser hat noch nichts von dem bildenden Einfluß der Frauen erfahren".

Auch nimmt Nietzsche gern die Partei des weiblichen Geschlechtes in puncto Höflichkeit. Von dem Gedanken ausgehend, daß die Natur die Frau ganz anders gestaltet hat als den Mann, daß die Berufung des Weibes zur Mutterschaft seine körperlichen und geistigen Kräfte in eine ganz bestimmte Richtung drängt und daß sich aus diesem Grunde in dem Drang des täglichen Lebens die Frau schwächer, „inferiorer" zeigt als wir, — von diesem Gedanken ausgehend, verlangt er vom Manne die größte Rücksicht gegenüber den Frauen und zugleich die weitest gehende Höflichkeit und Zuvorkommenheit. Diese höfliche Art gegen das „schwächere" Geschlecht zeigte er selbst schon als junger Schüler. Wenn er sonst auch die Frauen mehr in der Entfernung liebte, so war er doch

ihr eifriger Beschützer, wenn er einmal in die Lage kam, sich ihnen dienlich zu erweisen. So erzählt seine Schwester, daß er, wenn er sie abends wohl nach Hause begleiten mußte, rührend um sie besorgt gewesen sei und sie vor dem kleinsten Hindernis behütet habe. Sein zartes und rücksichtsvolles Benehmen gegen die kranke Dame in Sils-Maria habe ich schon erwähnt. Aber das muß ich noch sagen, daß er, obwohl er selbst Junggeselle war, ein ganz besonders feines Empfinden gehabt haben muß gegenüber den jungen Frauen, die in den sogenannten Flitterwochen sich befinden; er meint, „man könne nicht mild genug gegen sie sein".

Doch welche Eigenschaften auch immer das Weib besitzt, gute und schlechte, — wenn sie mit seiner Natur zusammenhängen, hat sie Nietzsche immer als berechtigt anerkannt. Nur eins konnte er, weil es unnatürlich ist, am Weibe nicht leiden: alles, was nach „Bildung" in ihm begehrte, war ihm verhaßt. Wohl wußte er, daß auch unter den Frauen bildungsfähige Ausnahmen sich befinden; aber ebenso sehr war er davon überzeugt, daß solche weiblichen Personen dem

Willen der Natur in sich entgegenarbeiten. Deshalb sagt er: „Wenn ein Weib gelehrte Neigungen hat, so ist gewöhnlich etwas an ihrer Geschlechtlichkeit nicht in Ordnung“. Und was war denn auch bislang die Bildung der Frau? War sie nicht ein Konglomerat unverdauter, losgebröckelter Wissensstücke, mit denen „die höhere Tochter“ gelegentlich stolz aufwartete und wohl auch wirklich gebildete Männer zu düpieren verstand? Heute steht es ja freilich so, daß die Frauen gute Gelegenheit haben, ihren Wissensdrang gleich ihren männlichen Rivalen völlig zu befriedigen. Aber gleichwohl scheint uns die Äußerung Nietzsches wahr und gerechtfertigt: „Um alles in der Welt nicht noch unsere Gymnasialbildung auf die Mädchen übertragen!“ Und warum? Im allgemeinen werden die Frauen doch nicht für eine logische Schulung geeignet sein; das liegt eben nicht in ihrem Wesen. „Da sie gewohnt sind zu lieben, gleich für oder wider zu empfinden, — so entsteht eine nicht geringe Gefahr, wenn ihnen die Politik oder einzelne Zweige der Wissenschaft anvertraut werden“. Doch es ist in Wirklichkeit auch gar nicht zu be=

fürchten, daß die Emanzipationsbestrebungen den von ihren extremen Vertreterinnen gewünschten Erfolg haben werden. Es scheint erwiesen zu sein, daß nur die Elite des weiblichen Geschlechts wissenschaftliche Fähigkeiten besitzt und daß auch diese Elite in ihrer großen Majorität nur wahre Befriedigung finden kann in den eigentlichen Frauenberufen, besonders in dem der Mutter selbst. Ich glaube das schließen zu dürfen aus manchen Anzeichen in der Frauenbewegung. Selbst eine Dr. Helene Stöcker, die Herausgeberin des „Mutterschutzes“, deren eifriges Bemühen um die Höherentwickelung der Frau durchaus anzuerkennen ist, scheint mir die Stimme der Mutter jetzt mehr in sich reden zu lassen als die Stimme der Wissenschaft, wodurch sie ihr Streben in die Bahnen hineinbringt, in denen Nietzsche es haben will. Er sagt: „Genau weil ich eine höhere und tiefere, auch wissenschaftlichere Auffassung des Weibes habe als die Emanzipatoren und Emanzipatricen derselben, wehre ich mich gegen die Emanzipation: ich weiß besser, wo der Frauen Stärke ist, und sage zu ihnen: sie wissen nicht, was sie tun. Sie lösen ihre Instinkte auf mit ihren

jetzigen Bestrebungen“. Menanders Wort: „Ἱστοὶ γυναικῶν ἔργα, κοὐκ ἐκκλησίαι“ oder das denselben Sinn ausdrückende des Apostels Paulus: „Das Weib soll schweigen in der Gemeinde“ haben in der heutigen Zeit freilich keine volle Berechtigung mehr; aber „superkluge Schnattergänse“ sind uns doch ebenso wider den Geschmack, wie sie es Nietzsche waren. Ein vernünftiges Ringen der Frau um Anerkennung ihres Rechts auf Pflege ihrer weiblichen Instinkte, in den Grenzen natürlich, die ihr durch die Natur vorgezeichnet sind, würde unser Philosoph als durchaus berechtigt anerkannt haben. Was er bekämpft, ist die Ausartung solcher Bestrebungen, und in diesem Kampfe steht er wahrlich nicht allein. Unter anderen weist auch G. Groddeck in seinem Buche „Ein Frauenproblem“ darauf hin, daß das Mädchen zunächst auf den Mutterberuf hin erzogen werden müsse; und Frau Elisabeth Förster macht aufmerksam auf die diesbezüglichen gelegentlichen Bemerkungen Roosevelts, des Präsidenten von Nordamerika. Da auch mir dieselben aufgefallen sind und ich den Präsidenten als einen der bestunterrichteten Köpfe und als einen der natürlichst

empfindenden Menschen betrachte, dem auch wir Europäer die höchste Achtung entgegenbringen sollten, so nehme ich gerne Anlaß hervorzuheben, daß auch er die Auswüchse der Frauenemanzipationsbestrebungen offen und stark verurteilt.

Allerdings — daß die Frauen im Kampf um ihr Recht über das Ziel hinausgeschossen sind, dafür dürfte nach Nietzsche vielleicht weniger sie selbst als die Männer die Schuld treffen. „Sie sind heruntergekommen“, sagt er, „das Weib hat deshalb die Furcht und die Ehrfurcht vor dem Manne verloren“. Ob er recht hat mit diesem Urteil? Es besteht sicherlich kein Zweifel: auch heute gibt es noch Männer, die der Frauenwelt Achtung und Respekt vor sich abnötigen müssen. Aber nun gehe man hinein ins Leben! Freilich, da sieht man, daß das männliche Geschlecht arbeitet und schafft, oft über seine Kräfte hinaus. Doch das viele Arbeiten allein darf nicht bestimmend sein für die Beurteilung des Menschen. „Hat der Mann etwas aus sich gemacht, hat er sein Wesen gebildet durch Frage- und Problemstellungen?“, so muß man fragen, wenn man über ihn urteilen will. Ganz besonders

müssen diese Fragen aufgeworfen werden bezüglich seiner Stellung zum Weibe. Da haben aber die Frauen nicht nur einen guten Instinkt gehabt, Unrühmliches in Erfahrung zu bringen, nein, sie haben es gehört und gesehen, daß sehr viele Männer, auch unter den besten, jegliche Vornehmheit ihnen gegenüber verloren haben, daß ihnen in sexuellen Dingen die Scham und der Takt verloren gegangen ist. Und wenn solche Männer vielleicht auch im eigenen Hause noch den notwendigen Anstand gewahrt haben, — da draußen treiben sie es um so schlimmer, und die Zote ist der Kern ihrer Unterhaltung. Man braucht kein Sittlichkeitsapostel zu sein und mag jede Duckmäuserei und Prüderie hassen, — die Schamlosigkeit aber und die Taktlosigkeit in sexualibus muß einem doch zum Ekel werden. Die Frauen haben ein feines Ohr, ein scharfes Auge, ein zartes Empfinden. Warum beleidigt man sie denn durch Ignorierung ihres durchaus berechtigten Liebesegoismus, der den Gegenstand der Liebe ganz für sich haben will, auf Schritt und Tritt? Schlimm ist es, daß manche Frauen still schweigen zu solchem Benehmen der Männer, der Not ge-

Ein Brief Nietzsches

an seinen Freund Freiherrn von Gersdorff als Probe seiner Handschrift

Gestern, mein geliebter Freund, kam Dein
Brief und heute morgen, recht am Beginne
einer schweren Arbeitswoche, Deine Bücher. Da
sollte man schon guten Muthes bleiben, wenn man
so theilnehmende liebevolle Freunde hat! Wirk-
lich, ich bewundere den schönen Instinkt Deiner
Freundschaft — der Ausdruck klingt Dir hoffentlich
nicht zu gemacht — daß Du gerade auf diese indischen
Sprüche verfallen mußtest, während ich mit einer
Art von wachsendem Durst mich gerade in den 2
letzten Monaten nach Indien umsah. Ich entlieh mir von
dem Freunde Windisch's Hr. Widemann die engli-
sche Übersetzung der Sutta Nipâta, einmal aus den
heiligen Büchern der Buddhisten, und eines der festen
Schlußworte einer Sutta habe ich schon in Hausgebrauch
genommen u. so wandle ich einsam wie das Rhinoceros.
Die Überzeugung von dem Unwerthe des Lebens und
dem Truge aller Ziele drängt sich mir oft so stark
auf, zumal wenn ich krank zu Bette liege, daß ich
verlange, davon etwas mehr zu hören, aber nicht ver-
mischt mit den jüdisch-christlichen Redensarten: gegen die

2 ich mir irgendwann einen Ekel angegessen habe, so daß ich mich vor Ungemächlichkeit in Acht zu nehmen habe. Wie es nun mit dem Leben steht, weißt Du auch aus beiliegenden Briefe des unsäglich Verdorbenen + + + ersehen; man soll sein Herz nicht an dasselbe hängen, das ist klar, und doch wie kann man es aushalten, wenn man wirklich nicht mehr will! Ich meine, das Schwimmen-Wollen bleibe als letzte Neigung des Lebens-Willens übrig, als ein Zwischenbereich zwischen Wollen und Nichtmehr-wollen, als Nicht-Prorogieren, so weit wie auch das Leben unterschiedlich d. verachtend zurückblickend und ein Nicht-Nennen, insofern die Seele sich durch dem Zustande einen Aufschwung nahe bemerkt. Ich übe mich darin, die Hast des Schwimmen-Wollens zu erkennen, daran leiden ja die Gelehrten alle und darüber entgeht ihnen die herrliche Beruhigung aller gewonnenen Einsicht. Nun bin ich immer noch etwas zu straff zwischen den wechselnden Anforderungen meines Amtes eingeklemmt, als daß ich nicht allzu oft, wider Willen, in jene Hast geraten müßte: allmählich will ich mir dies alles abgewöhnen. Dann wird auch die Gesundheit beständiger werden; die ich nicht eher erlange, bis ich sie auch verdiene, bis ich den Zustand meines Denk

gefunden habe, den der mir gleichsam verschlossen ist, den Gesundheits-Zustand desselben, wo Sie nur auf den [illegible] Wink, d. h. [illegible], überfallen hat und jetzt von Leiden und Beschwerden frei geworden ist. Ein einfacher Haushalt, ein ganz geregelter Tageslauf, keine aufregenden Genüsse der Geselligkeitssucht, das Zusammenleben mit meiner Schwester (obwohl alles um mich herum so ganz Niedliches ist und sonderbar berührt wird) das Bewusstsein ganz ausgezeichnete [illegible] Freunde zu haben, den Besitz von 40 guten Büchern aus allen Zeiten u. Völkern (und von noch mehreren nicht gerade schlechten), das unwandelbare Glück, in [illegible] A. Magnus [illegible], in den Grenzen der täglichen Objekte meiner Arbeit gefunden zu haben, der Glaube dass es mir an guten Schülern von jetzt an nicht mehr fehlen wird — das macht jetzt mein Leben. Leider kommt die chronische Quälerei hinzu, die mich alle zwei Wochen fast zwei ganze Tage, mitunter auch länger gänzlich [illegible], das soll einmal ein Ende haben.

Schreibe einmal, wenn Du Dein Haus fester und wohlbedacht gegründet hast, wie Du auch auf mich als einen länger mitleidenden Freund [illegible] rechnen können; ich erquicke mich öfter mit der

4 Vergegenwärtigung Deines früheren Lebens und Denkens, daß ich Dir auch noch einmal in Deinen Dingen nützen kann. Wir haben nun, alter lieber Freund Gersdorff, ein gutes Stück Jugend, Erfahrung, Erziehung, Neigung, Haß Verehrung Hoffnung mit einander bis jetzt gemein gehabt, wir wissen, daß wir uns von Herzen freuen, auch nur bei einander zu sitzen, ich glaube wir brauchen uns nichts zu versprechen und geloben, weil wir einen <u>recht guten</u> Glauben zu einander haben. Du hilfst mir, wo Du kannst, das weiß ich aus Erfahrung; und ich denke bei allem, was mich freut: „wie würde sich Gersdorff dabei freuen!" Denn, um Dir dies zu sagen, Du hast die herrliche Fähigkeit zur <u>Mitfreude</u>; ich meine, sie ist selbst seltener und edler als die des Mitleidens.

Nun lebe wohl und gehe in Dein neues Lebensjahr hinüber, als der welcher Du im alten warst, ich weiß Dir sonst nichts zu wünschen. Als solcher hast Du Deine Freunde erworben; und wenn es noch gescheidte Weiber giebt — dann wirst Du nicht mehr lange „einsam wandeln wie das Rhinoceros."

Treugesinnt der Deine Friedrich Nietzsche.

Herzliche Grüße u. Glückwünsche meiner Schwester. Meine Empfehlungen an Deine verehrte Mutter.

horchend oder aus einem anderen Grunde. Um so begreiflicher aber ist es, wenn andere um so lauter ihre Rechte vertreten und wenn Helene Stöcker z. B. den Professor Dr. v. Ehrenfels in Prag mit seinen phantastischen und merkwürdigen Ideen einfach auslacht und verspottet.

Wenn wir nun zusammenfassen, was Nietzsche über die Frau gesagt und wie er über sie geurteilt hat, so ergibt sich etwa folgendes: Unser Philosoph zeichnet keine Idealbilder, das überläßt er den Dichtern. Er nimmt das Leben, wie es ist, und zeigt es uns genau so, wie er es gesehen hat. Auch die Frau führt er uns vor in ihrer lebendigen Wirklichkeit, nicht als Engel, aber auch als Teufel nicht, nicht als übernatürliches Wesen, doch auch nicht — wie man's ihm so gerne nachsagen möchte — als Ausgeburt der Hölle. Wenn er einmal scharfe Bemerkungen macht, dann steht er entweder unter dem Einfluß Schopenhauers oder des unweiblichen Gebarens der Emanzipationsheldinnen. Wie diese ihn gereizt haben, ist oben schon besprochen worden. Von Schopenhauer müssen wir noch erwähnen, daß er

lange Zeit Nietzsches Lehrer und Führer gewesen ist und daß er ihn auch gerade hinsichtlich seiner Stellung zur Frau sehr ungünstig beeinflußt hat. Es ist ja bekannt, wie sehr Schopenhauer auf das Geschlecht „mit dem niedrigen Wuchs, der Schmalschultrigkeit, der Breithüftigkeit und Kurzbeinigkeit" herabgeblickt. Sein Urteil über das Weib ist beinahe so schlimm wie das des „Predigers" im Alten Testament, seines Gesinnungsgenossen, welcher schreibt: „Bittrer als den Tod fand ich das Weib; denn sie ist ein Fangnetz, und ihr Herz ist ein Garn, Fesseln sind ihre Arme. Wer Gott wohlgefällt, der entrinnt ihr, aber der sich Verfehlende wird von ihr gefangen. Einen Mann habe ich unter tausend gefunden; aber ein Weib habe ich unter allen diesen nicht gefunden". Einen solchen Pessimismus legt Nietzsche nicht an den Tag. Wohl stellt er das Weib dem Manne nicht gleich: „Oberfläche ist des Weibes Gemüt, eine bewegliche, stürmische Haut auf einem seichten Gewässer. Des Mannes Gemüt aber ist tief; sein Strom rauscht in unterirdischen Höhlen: Das Weib ahnt, aber begreift sie nicht." — Doch erstlich

hat Nietzsche auch ein mitfühlendes Herz für das zarte Geschlecht; er weiß, „daß es leidender, verletzbarer, liebebedürftiger und zur Enttäuschung verurteilter erscheint als irgend ein Tier", und könnte ohne Zweifel die Scheferschen Verse unterschreiben:

„Für andre fürchten und für andre sorgen,
Statt andrer leiden und unglücklich sein,
Den bittren Kelch, den ihren Lieben strafend
Das Schicksal vollgegossen, heimlich leeren
Und schweigen — ja, statt andrer selber sterben,
Das kann ein edles, zartgesinntes Weib." —

Und dann traut er auch in anderer Hinsicht dem Weibe viel Gutes zu, so viel, daß er einmal sagen konnte: „Das vollkommene Weib ist ein höherer Typus des Menschen als der vollkommene Mann: Auch etwas viel Selteneres." Dürfte ein solches Wort den Frauen nicht deutlich beweisen, daß Nietzsche nicht ihr Feind, sondern ihr beredter, aber aufrichtiger Fürsprecher ist? Und wenn er ihnen auch einmal sagt, sie seien den Katzen und Vögeln zu vergleichen, und wenn er sie selbst ein Spielzeug nennt, — ach, man verstehe doch nur, was er damit alles hat sagen wollen! Ja, „ein Spielzeug sei das Weib,

rein und fein, dem Edelstein gleich, bestrahlt von den Tugenden einer Welt, welche noch nicht da ist."

Über Frauen soll man ja eigentlich nur zu Männern reden. Aber diesmal sag' ich's Euch selber, Ihr freundlichen Leserinnen, daß keiner ein treueres Bild von Euch entworfen hat als Nietzsche.



III.

Schon der alte Empedokles erklärte sich das Leben und Werden in der Natur durch die Annahme der beiden Prinzipien Streit und Liebe: Anziehung und Abstoßung, das seien die bewegenden Kräfte in dem ewigen und rastlosen Treiben der Welt. Wie recht er hat, das sehen wir alle Tage vor uns, auch in dem Verkehr zwischen Mann und Weib. Goethe hat uns den Beweis dieser Tatsache so unvergleichbar geliefert in seinem trefflichen Roman „Die Wahlverwandtschaften“. Ja, es ist ein wunderbares Naturprinzip, das hier vorliegt. Erklären können wir es nicht, es ist da. Seit dem ersten Auftreten der Menschen besteht der eigentümliche und geheime Einfluß, den Mann und Weib auf einander ausüben. Es gibt freilich auch Naturen, die von diesem Einfluß wenig oder überhaupt nicht betroffen werden. Zu diesen gehört Nietzsche.

Obwohl er, wie wir gesehen haben, im Lauf der Zeit mit den verschiedenst gearteten Frauen in Berührung gekommen ist, hat doch sonderbarerweise keine von ihnen mit Ausnahme einer einzigen, auf die ich noch zu sprechen komme, so auf ihn gewirkt, daß wir von ihm sagen könnten, er sei in ihrem Bann gewesen. Seine Beziehungen zu den Frauen waren eigentlich nur freundschaftlicher Art, und zwar zu allen Zeiten seines Lebens; die erotische Neigung zum weiblichen Geschlecht scheint ihm ganz gefehlt zu haben, so daß er an seinen Freund v. Seydlitz einmal schreiben konnte, „seine Geliebte wäre seine Aufgabe". Zwar sagt er gelegentlich: „Noch ist das Weib der Freundschaft nicht fähig"; doch konnte er ihm jedenfalls seinerseits nur solche entgegenbringen.

Aber halt! Vielleicht bin ich zu schnell mit meinem Urteil gewesen. So ganz scheint ihn der Gott der Liebe doch nicht verschont zu haben. Zum wenigsten hat Nietzsche der Jugendschwärmerei einen kleinen Tribut gezollt. Wie sollte es auch möglich sein, daß ein Primaner ganz von Amors Pfeilen unberührt bliebe! Zunächst erzählt uns Elisabeth Förster,

daß ihr Bruder einmal in einer kleinen Liebestragödie, die einer von seinen Schulkameraden erlebte, den Tröster hat spielen müssen. Doch einmal, so berichtet sie, wurde er auch selbst von einer Neigung zu der Schwester eines jüngeren Mitschülers erfaßt; aber tief kann die Neigung nicht gesessen haben, da er später erklärt hat, „niemals zur richtigen Amourpassion gelangt zu sein“.

Auch in Bonn, wo er studierte, muß er einmal entflammt gewesen sein, und zwar für eine Schauspielerin, die dort gespielt hatte. Er schreibt über diese nämlich an seine Schwester: „Freitag die allerliebste Friederike Goßmann, der Liebling des Bonner Publikums, in mehreren reizenden kleinen Lustspielen. Wir Frankonen waren natürlich samt und sonders in sie verliebt, heulten auf den Kneipabenden die Lieder, die sie gesungen, und rieben auf ihr Wohl einen Salamander.“ — Ähnlich muß sein Schwarm gewesen sein für eine Sängerin in Leipzig, der er mit anderen Studenten wegen ihrer vorzüglichen Leistungen eine besondere Aufmerksamkeit erwies. — Das ist aber, glaube ich, das einzige, was aus dem Gebiete der Liebesabenteuer

von Nietzsche erzählt werden kann. Es fehlte ihm tatsächlich der erotische Trieb, weshalb seine Schwester auch mit Recht darauf aufmerksam macht, es sei eigentümlich, daß bei all seiner poetischen Produktivität Liebeslieder nicht von ihm ausgegangen wären. Aber wußte denn wirklich keine von all den Frauen, mit denen er zusammengekommen ist, sein Blut in Wallung zu bringen? Im Zarathustra steht die Antwort: „Nie noch fand ich das Weib, von dem ich Kinder mochte, es sei denn dieses Weib, das ich liebe: denn ich liebe dich, o Ewigkeit!“ Wie dem aber auch sei, — das eine geht jedenfalls aus einem seiner Worte hervor: er hätte sich niemals lieben lassen, wenn er nicht Gegenliebe hätte erweisen können. Es scheint aber, als ob kein Weib gewesen wäre, das diese Gegenliebe in ihm wachgerufen hätte. Und doch! Es ist sehr wahrscheinlich, daß von einem für kurze Zeit ein solcher Zauber auf Nietzsche ausgegangen ist. Es war die junge und schöne Frau Louise O. in Paris, die er ebenfalls bei den ersten Nibelungen-Aufführungen in Bayreuth kennen lernte. Nur sieben Briefe hat er an sie gerichtet, aber sie sagen genug.

Hier klingen nicht nur Töne der Freundschaft durch, hier tönt etwas anderes mit, — eine schlummernde zarte Sehnsucht, die nie gestillt werden durfte und sollte. Wie dankbar müssen wir dem Schicksal sein, daß uns diese Briefe erhalten sind! Denn nur aus ihnen können wir eigentlich ersehen, daß die Freundschaft zum Weibe bei Nietzsche noch eine Steigerung erfahren konnte. Aber auch diese Genugtuung bereiten sie uns, daß sie uns über die allerreinste und allerzarteste Gesinnung Nietzsches im Fall einer solchen gesteigerten Neigung die vollste Gewißheit geben. Nicht daß er die erotische Neigung durchaus bekämpft hätte; er spottet vielmehr über die „Verächter des Leibes“; aber er verlangte „die Unschuld der Begierde“ und die Herrschaft über die Sinne.

Über solche reinen Beziehungen zu den Frauen ist Nietzsche nie hinausgegangen, so daß er von sich sagen konnte: „Ich habe nie den Namen der Liebe entweiht.“ Er war eine keusche Natur durch und durch. Ja, wir müssen sagen, daß das fast gänzliche Fehlen des Erotischen bei ihm eigentlich ein Mangel gewesen ist. Doch „es gibt Keusche

von Grund aus", von denen auch Christus Matthäus 19 redet, und Nietzsche zählte zu ihnen; er zählte so unbedingt zu ihnen, daß es ihm peinlich war, in Städten zu leben, weil es in ihnen „zu viele der Brünstigen gebe".

Und da wagt man es, den Ehrenschild dieses idealen Menschen zu beschmutzen?

Mußte Nietzsche durchaus bekritelt werden, dann konnte man ihm doch nur den Vorwurf machen, er sei in den geschlechtlichen Dingen ernster gewesen, als es der Moralkodex verlangt: das Leichte, Heitere, Tändelnde, das Nietzsche sonst empfiehlt, das spielt in seinem Umgang mit Frauen gar keine Rolle. Zur Orientierung darüber verweise ich auch auf die „Erinnerungen an Friedrich Nietzsche" von Paul Deussen. Aber unser Philosoph sollte nun einmal bei der Menge diskreditiert werden. Daß man einige Ausdrücke von ihm, wie z. B. das Wort „Immoralität", einfach nicht verstehen will, das ließe sich noch begreifen. Unverständlicher wird es schon, wenn man Satzwendungen oder ganze Gedichte völlig aus dem Zusammenhang der Nietzscheschen Gedanken herausreißt und da-

durch entstellt. Das bezieht sich z. B. auf das Gedicht „Unter den Töchtern der Wüste“, dessen ironische Pointe dem Reichsgerichtsrat Düringer vollständig entgangen ist. Doch abgesehen davon, — dürfte man Nietzsche verurteilen, wenn sich wirklich ein zynischer Gedanke bei ihm nachweisen ließe? Der arme Heine, der arme Goethe, der arme — ja, auch Schiller und vielleicht auch der arme — nun die Hand aufs Herz, lieber Leser! — der arme Du und der arme Ich! Nein, das Urteil muß umgekehrt werden: weil Nietzsche in allen seinen Werken eine so ausgesprochene hohe sittliche Auffassung vertritt, so gehen wir ohne weiteres über eine eventuell entdeckte gelegentliche Bemerkung hinweg, die uns stutzig machen könnte, hüten uns aber davor, uns durch ein vorschnelles schiefes Urteil lächerlich zu machen. Im „Menschlichen Allzumenschlichen“ steht: „Die schlechtesten Leser sind die, welche wie plündernde Soldaten verfahren: sie nehmen sich einiges, was sie brauchen können, heraus, beschmutzen und verwirren das übrige und lästern auf das Ganze“. Mehr wollte ich hierüber auch nicht sagen. Man geht aber noch ganz anders

gegen Nietzsche vor. — Der schon genannte Arzt Dr. Möbius hat nicht nur das Märchen verbreitet, daß eine geistige Anormalität schon verhältnismäßig früh bei Nietzsche nachzuweisen sei, — nein, er vertritt sogar die Meinung, daß diese Krankheit auf Lues zurückgeführt werden müsse. In medizinische Erörterungen darüber will ich mich als Laie nicht einlassen. Da die Behauptungen des Herrn Möbius aber nach dem Urteil von Sachverständigen zum mindesten sehr gewagt sind, so darf ich erklären, daß wir Anhänger Nietzsches sie als eine schimpfliche Schmähung scharf zurückweisen. — Aber ich bin noch immer nicht fertig. Das dicke Ende kommt jetzt erst. Herr Reichsgerichtsrat Düringer schreibt wörtlich: „Nietzsche ist eine gewisse Gattung von Weibern nicht unbekannt geblieben, über welche man in guter Gesellschaft nicht gerne spricht. Es ergibt sich dies nicht nur aus dem Zeugnis von Gewährsmännern — er meint Möbius —; es geht meines Erachtens aus den Schriften Nietzsches selbst hervor". Und weiter: „Die Weibspersonen, welche Nietzsche zeichnet, die Situationen, in denen er sie vorführt, die Behandlung, welche

er ihnen gegenüber empfiehlt, deuten auf Zustände hin, wie sie in den Häusern öffentlicher Dirnen zu bestehen pflegen". Und bei Erwähnung der Krankheit unsres Philosophen sagt Düringer, es sei naheliegend, dabei an Sadismus zu denken. — Diese Krankheit erklärt der Brockhaus folgendermaßen: „Gesteigerter Geschlechtstrieb, wobei der Wollüstige seine Leidenschaft durch Verletzung der gemißbrauchten Person zu befriedigen sucht. In höchstem Grade artet der Sadismus zum Lustmord aus." Was sagt man nun? Muß einem da nicht die Zornesader schwellen, wenn man hören muß, wie leichtfertig über das Leben eines Menschen geurteilt wird, der es schon als Knabe für seine wichtigste Aufgabe hielt, sich zu einem Charakter zu entwickeln? Und kann man's einem übelnehmen, wenn's einem bei solchen Beobachtungen schwer fällt, die Erinnerung zu unterdrücken an das Wort im „Zarathustra", daß den Reinen alles rein ist, denen aber, die es nicht sind, alles — auch das Erhabenste — eklig und schmutzig erscheint?

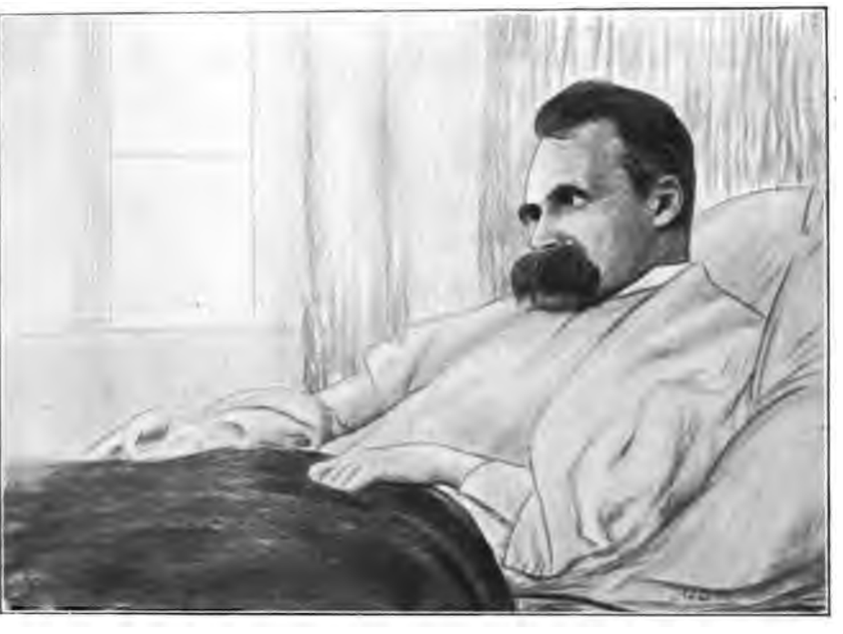
Doch wir wollen uns die Stimmung nicht trüben lassen und jetzt näher darauf ein-

gehen, wie Nietzsche sich die Beziehungen zwischen Mann und Weib gedacht hat.

Es ist wohl nicht zu leugnen, daß in tausend und abertausend Fällen irgend eine Art Leichtsinn die Liebenden zusammenbringt und aneinander fesselt, weshalb Nietzsche sagen konnte: „Viele kurze Torheiten — das heißt bei euch Liebe. Und eure Ehe macht vielen kurzen Torheiten ein Ende, als eine lange Dummheit“. Zwar mag sein Wort: „Es ist immer etwas Wahnsinn in der Liebe“ für alle Zeiten Recht behalten; doch ebenso dürfte für alle Zeiten feststehen, daß der Wahnsinn in der Liebe allein fast ein Verbrechen ist. Darum urteilt Nietzsche in der „Morgenröte“ auch so scharf darüber: „Es sollte nicht erlaubt sein, im Zustande der Verliebtheit einen Entschluß über sein Leben zu fassen und einer heftigen Grille wegen den Charakter seiner Gesellschaft ein für allemal festzusetzen: man sollte die Schwüre der Liebenden öffentlich für ungültig erklären und ihnen die Ehe verweigern: — und zwar, weil man die Ehe unsäglich wichtiger nehmen sollte, so daß sie in solchen Fällen, wo sie bisher zustande kam, für gewöhnlich gerade nicht zustande käme“.

Damit will er die sinnliche Seite der Liebe, obwohl er sie selbst, wie wir gesehen, kaum kannte, nicht beseitigt haben. Wir wissen: er legt sogar einen besonderen Wert auf die Pflege der leiblichen Instinkte. „Dies redlichste Sein", sagt er, „das Ich, — das redet vom Leibe, selbst wenn es dichtet und schwärmt und mit zerbrochenen Flügeln flattert". Das Beste am Leibe sind die vorwärtsstrebenden, die lebensuchenden und lebenschaffenden Instinkte: die Selbstsucht, Herrschsucht und Wollust. Obwohl die letztere von den „Hinterweltlern" noch mehr geschmäht wird als die beiden ersten, so steht es doch nicht so schlimm um sie: „Wollust: für die freien Herzen unschuldig und frei, das Gartenglück der Erde, aller Zukunft Dankesüberschwang an das Jetzt. Wollust: nur dem Welken ein süßes Gift, für die Löwenwilligen aber die große Herzstärkung und der ehrfürchtig geschonte Wein der Weine. Wollust: das große Gleichnisglück für höheres Glück und schönste Hoffnung. Vielen nämlich ist Ehe verheißen und mehr als Ehe, — Wollust: — doch ich will Zäune um meine Gedanken und auch noch um meine Worte: daß mir nicht in meine

Gärten die Schweine und Schwärmer brechen". Wir sehen, daß Nietzsche auch diese Sache mit großem sittlichen Ernst behandelt. Er verlangt also nicht, daß wir die Wollust in uns unterdrücken. Das wäre ja auch wider den Sinn der Erde und wäre ein Eingriff in den Willen der Natur. Aber wir sollen uns nicht von ihr beherrschen lassen, sondern sie ansehen als ein Mittel, als eine Hoffnung, Höheres als wir sind hervorzubringen. Mit der Wollust läßt sich demnach die Keuschheit sehr wohl verbinden, — ein Gedanke, den ich in dem reizenden Büchlein „Liebe" von Agnes Harder so ausgedrückt fand: „Zeige deiner Tochter, daß die Ehe eine Welt ist, die in zwei Polen hängt: in der Keuschheit und in der Leidenschaft". „Wem" freilich nach Nietzsche „die Keuschheit schwer fällt, dem ist sie zu widerraten: daß sie nicht der Weg zur Hölle werde — das ist zu Schlamm und Brunst der Seele". „Rate ich euch zur Keuschheit? Die Keuschheit ist bei einigen eine Tugend, aber bei vielen beinahe ein Laster! Rate ich euch, eure Sinne zu töten? Ich rate euch zur Unschuld der Sinne. Daß ihr doch wenigstens als Tiere



Friedrich Nietzsche im letzten Lebensjahre, der scheidenden Sonne entgegenblickend
(Von Professor Hans Olde)

vollkommen wäret! Aber zum Tiere gehört die Unschuld . . ."

Zu einer tiefen Liebe, meint Nietzsche, gehört aber auch mehr als nur die sinnliche Neigung. „Woher", so fragt er sich einmal, „entstehen die plötzlichen Leidenschaften eines Mannes für ein Weib, die tiefen, innerlichen? Aus Sinnlichkeit allein am wenigsten: aber wenn der Mann Schwäche, Hilfsbedürftigkeit und zugleich Übermut in einem Wesen zusammenfindet, so geht etwas in ihm vor, wie wenn seine Seele überwallen wollte: er ist im selben Augenblick gerührt und beleidigt. Auf diesem Punkte entspringt die Quelle der großen Liebe". Was wir die große Leidenschaft nennen, führte Nietzsche also mehr auf seelische als sinnliche Neigungen zurück. Auch er selbst kannte solche Leidenschaft wohl; sie trug bei ihm aber rein geistigen Charakter. Freundschaft, das war nach seiner Meinung das Schwergewicht in der Liebe zwischen Mann und Weib. Darum klagt er: „Allzulange war im Weibe ein Sklave und ein Tyrann versteckt. Deshalb ist das Weib noch nicht der Freundschaft fähig: es kennt nur die Liebe". Er wünschte demnach mehr von der Liebe,

als sie sich gewöhnlich gebärdet; er wünschte sie vertieft, vergeistigt, veredelt. Doch wenn wir darin auch völlig seiner Meinung sind, so scheint es uns doch, als wenn er, seiner eignen Natur folgend, die sinnliche Seite in der Liebe zu niedrig gewertet hätte. Reine Freundschaftsliebe dünkt uns eine Unmöglichkeit. Jedenfalls aber dürfen wir's uns ruhig gesagt sein lassen: „Aber auch noch eure beste Liebe ist nur ein verzücktes Gleichnis und eine schmerzhafte Glut. Eine Fackel ist sie, die euch zu höheren Wegen leuchten soll. — Über euch hinaus sollt ihr einst lieben! So lernt erst lieben! Und darum mußtet ihr den bittren Kelch eurer Liebe trinken. Bitternis ist im Kelch auch der besten Liebe: so macht sie Sehnsucht zum Übermenschen, so macht sie Durst dir, dem Schaffenden! Durst dem Schaffenden, Pfeil und Sehnsucht zum Übermenschen: sprich, mein Bruder, ist dies dein Wille zur Ehe? Heilig heißt mir solch ein Wille und solche Ehe".

Man kann sich denken, daß Nietzsche bei solcher Auffassung des Liebeproblems von denen nichts wissen wollte, welche die Liebe nur als eine Spielerei ansahen oder für noch

weniger hielten. Als ihm der zwanzigjährige Freiherr v. Stein einmal über die elenden Gespräche seiner Kommilitonen, die nur geschlechtlicher Art wären, seine Verwunderung und Entrüstung ausdrückte, da antwortete ihm Nietzsche: „Jedenfalls sind wir Herren unsrer Sinne und kennen noch andere wichtigen Probleme als geschlechtliche". Ganz unbegreiflich muß es daher erscheinen, daß sich eine ganze Schar halbgebildeter, sexuell überreifer Jünglinge und Männer, die in Sinnengenüssen und geschlechtlichen Ausschweifungen sich nicht genug tun können, den Namen „Nietzscheaner" zu geben wagten. Wehe den armen weiblichen Geschöpfen, die ihnen in die Hände fallen! In ihrem Wahn, sich „ausleben" zu dürfen, greifen jene Helden gierig nach jeder Blume und knicken sie, ohne auch nur darüber nachzudenken, was sie getan, weshalb Nietzsche in tiefem Mitgefühl mit den bedauernswerten Opfern ungezügelten, rohen Trieblebens klagt: „Es gibt edle Frauen mit einer gewissen Armut des Geistes, welche, um ihre Hingebung auszudrücken, sich nicht anders zu helfen wissen als so, daß sie ihre Tugend und Scham anbieten: es ist ihnen ihr Höch-

stes. Und oft wird dieses Geschenk angenommen, ohne so tief zu verpflichten, als die Geberinnen voraussetzen — eine sehr schwermütige Geschichte". Ach, wie haben die Genußsüchtigen und Schwelger unsren Philosophen doch mißverstanden! Wo ist bei ihnen etwas von der Selbstzucht und Männlichkeit, die Nietzsche verkündet? Zarathustra kennt ihren Charakter sehr wohl und sagt deshalb von ihnen: „Des Mannes ist hier wenig: darum vermännlichen sich ihre Weiber. Denn nur wer Mannes genug ist, wird im Weibe das Weib — erlösen". — Wer Ohren hat zu hören, der höre!

Und wie mag es wohl kommen, daß so viele, die sich „Nietzsche-Jünger" nennen, von ihrem Meister auch noch nicht das Abc gelernt haben? Es liegt hier so wie bei allen neuen Geistesbewegungen, zumal bei religiösen und ethischen. Die neuen Gedanken werden ausgesprochen, die Orthodoxie setzt sich in Position und wirft sich in Harnisch, die geistig Beweglichen prüfen und nehmen dankbar an, und die Schwärmer verdrehen und leben so weiter, wie sie's früher getan, — ungezügelt an Leib und Geist. Aber

dennoch wird der freie Gedanke immer die Führerschaft im Ringen nach Wahrheit und Recht behaupten. Man sehe sich nur die Geschichte der Literatur und der Philosophie an! Es wird kaum ein Großer zu finden sein, der nicht abseits von der „rechtgläubigen“ Heerstraße seine eigenen Wege gewandelt wäre. Vergessen wir das nur nicht, damit wir uns nicht durch die Majorität der Geistgebundenen einschüchtern und der Kraft und des Vertrauens berauben lassen! Eckermann überliefert uns von Goethe folgenden bedeutenden Ausspruch: „Alles Große und Gescheite existiert in der Minorität. Es ist nie daran zu denken, daß die Vernunft populär werde. Leidenschaften und Gefühle mögen populär werden, aber die Vernunft wird immer nur im Besitz einzelner Vorzüglicher sein“. Darum möge man nur weiter die Nase rümpfen ob der herrlichen Worte, die uns Nietzsche auch über die Liebe ermahnend zugerufen, — wir werden ihm zeitlebens dankbar dafür bleiben, daß er uns gelehrt hat: „Oh, meine Brüder, nicht zurück soll euer Adel schauen, sondern hinaus! Vertriebene sollt ihr sein aus allen Vater- und Urväterländern! Eurer Kinder

Land sollt ihr lieben: diese Liebe sei euer neuer Adel, — das unentdeckte, im fernsten Meere! Nach ihm heiße ich eure Segel suchen und suchen! An euren Kindern sollt ihr gut machen, daß ihr eurer Väter Kinder seid: alles Vergangene sollt ihr so erlösen! Diese neue Tafel stelle ich über euch!" — Bona causa triumphat.



IV.

Wir sprachen von der Liebe des Mannes zum Weibe, des Weibes zum Manne. Kann eine solche Liebe bestehen, ohne daß die Beteiligten sich zu einer gesetzlichen oder ungesetzlichen Ehegemeinschaft entschließen? Nach Nietzsche muß dies, auch wenn nicht nur freundschaftliche Neigungen vorliegen, möglich sein. Die Liebe braucht also nicht zur Ehe zu führen, sie kann es aber. So ist die Ehe nach Nietzsche gewissermaßen nur ein Institut, in das zwei sich Liebende eintreten können, wenn sie sich entschlossen haben, gemeinsam eine neue Generation ins Leben zu rufen, — ein Institut wie Staat und Kirche, deren gerade vorhandene Daseinsform nur so lange Berechtigung habe, so lange sie für ihre Glieder Wert und Bedeutung besäße. Der Mensch sei demnach das Wichtigere, Staat, Kirche, Ehe hätten nur sekundäre Bedeutung. Was die Ehe insbesondere angeht, so handle es

sich bei ihr zunächst um Liebe durchaus nicht, sondern um ein gesellschaftliches Interesse. Gleichwohl hat sie Nietzsche mit einem Ewigkeitsglanz umwoben, dessen Strahlen heller leuchten wie der Sterne Schein.

Wenn auch der Zweck der Ehe ohne ein sinnliches Moment nicht erreicht werden kann, so will unser Philosoph doch, daß die geistigen Faktoren das Übergewicht haben: „Das Beste an der Ehe ist die Freundschaft. Ist diese groß genug, so vermag sie selbst über das Aphrodisische mildernd hinwegzusehn und hinwegzukommen. Ohne Freundschaft macht die Ehe beide Teile gemein denkend und verachtungsvoll“. Etwas Höheres als nur die sinnliche Neigung soll die Veranlassung zu einem Ehebunde sein, nämlich der hehre Gedanke, ein stärkeres, stolzeres Geschlecht ins Dasein zu rufen: „Nicht nur fort sollst du dich pflanzen, sondern hinauf! Dazu helfe dir der Garten der Ehe!“ Leichtsinn oder Spielerei ist da also nicht am Platze, hierfür bedarf es des allerheiligsten Ernstes. Deshalb fragt Zarathustra auch einen jeden, der sich Kind und Ehe wünscht: „Bist du ein Mensch, der ein Kind sich wünschen darf? Bist du der Sieg-

reiche, der Selbstbezwinger, der Gebieter der Sinne, der Herr deiner Tugenden?" Die Ehe ist für Nietzsche also etwas Großes, etwas Heiliges. Darum ruft Zarathustra auch allen Eheschließenden die Worte zu: „Euer Eheschließen: seht zu, daß es nicht ein schlechtes Schließen sei! Ihr schlosset zu schnell: so folgt daraus — Ehebrechen!" Er denkt aber noch weiter: er denkt nicht nur an die Zeit vor der Ehe, sondern auch an die Zeit der Ehe selbst. Im bezug darauf erklärt er: „Besser noch Ehebrechen als Ehebiegen, Ehelügen"; denn „Schlimmgepaarte fand ich immer als die schlimmsten Rachsüchtigen: sie lassen es aller Welt entgelten, daß sie nicht mehr einzeln laufen".

Nun hat Nietzsche ja allerdings einmal gesagt: „Man hat immer etwas Nötigeres zu tun, als sich zu verheiraten", und hat diesen Gedanken auch sonst wohl zum Ausdruck gebracht. Jedenfalls aber ist es ihm niemals eingefallen, die Ehe irgendwie herabzusetzen oder zu degradieren. Wenn Menander nach Stobäus gesagt hat: „Heiraten ist, sofern man der Wahrheit die Ehre gibt, ein Übel, aber ein notwendiges Übel", so kann Nietzsche

damit keineswegs übereinstimmen. Noch weniger mit dem Worte des Apostels: „Welcher heiratet, der tut wohl; welcher aber nicht heiratet, der tut besser“, woraus die christ-katholische Kirche den Gegensatz konstruiert hat zwischen dem weltlichen Leben der Laien und dem erhabeneren und göttlicheren des geweihten Klerus: „Wollust ist Sünde — so sagen die einen, welche den Tod predigen, — laßt uns beiseite gehn und keine Kinder zeugen!“ Indem die katholische Kirche das Zölibat einrichtete, vollzog sie eine Tat, die sich seit Gründung der Kirche vorbereitete, zwar nicht durch Veranlassung Christi, sondern des Apostels Paulus. „Im Christentum kommt die Ehe nur als eine Konzession an die menschliche Schwachheit in Betracht“, „der christliche Priester ist von Anfang an der Todfeind der Sinnlichkeit“, so schreibt Nietzsche im „Willen zur Macht“. Aber die Kirche wußte, was sie tat. Und wenn sie auch gelegentlich in diesem Punkte konzessionieren mußte und wenn auch heute in ihrem eignen Schoße Geister sich rühren — z. B. der Herausgeber der „Renaissance“ —, die mit offner Stirn gegen das Zölibat ankämpfen als gegen einen Zwang,

der, weil unnatürlich, nicht länger mehr ausgeübt werden dürfe, — so wird die Kirche doch dabei verharren, weil sie seiner bedarf, um herrschen zu können. Indem sie aber dabei verharrt, zeigt sie offensichtlich, daß sie den Sinn der Erde überhaupt nicht erfaßt hat. Oder ist Sinnlichkeit etwas Gemeines, das Geschlechtsleben etwas Schmutziges und die Ehe etwas Geringeres als die Nicht-Ehe? Nein, es gibt nach Nietzsche keinen moralischen Unterschied zwischen Verheiratet- oder Nichtverheiratetsein; denn die Befriedigung der sinnlichen Lust an sich ist ebensowenig unmoralisch, wie das Verzichtleisten darauf an sich eine besonders moralische Handlung ist. Die Vertreter einer vernünftigen und natürlichen Moral müssen sich deshalb energisch gegen eine Lehre wenden, welche das zölibatäre Leben an sich als etwas Heiligeres ansieht als das eheliche. „Du legtest dein höchstes Ziel den Leidenschaften ans Herz: da wurden sie deine Tugenden und Freudenschaften"; das höchste Ziel ist aber — der höhere Mensch. Nietzsche spricht einmal von Raffaels sixtinischer Madonna und fragt im Anschluß daran, ob es etwas Heiligeres und

Schöneres geben könne als eine Mutter mit ihrem Kinde. Deshalb kann er auch ein Weib nicht begreifen, das die Sehnsucht nach Mutterschaft verloren hat, und wendet sich mit Bitterkeit gegen die Emanzipation, deren Vertreterinnen meistens unverheiratet seien: „Emanzipation des Weibes ist der Instinkthaß des mißratenen, gebäruntüchtigen Weibes“. Doch ebenso scharfe Worte richtet er gegen die, die in leichtfertiger Gesinnung eine Ehe schließen: „Würdig schien mir dieser Mann und reif zur Ehe: aber als ich sein Weib sah, schien mir die Erde ein Haus für Unsinnige. Ja, ich wollte, daß die Erde in Krämpfen bebte, wenn sich ein Heiliger und eine Gans miteinander paaren“, wobei zu bemerken ist, daß umgekehrte Fälle auch vorkommen sollen.

Damit solche unglücklichen Menschenkinder aber nicht für immer aneinander gekettet sind, schlägt Nietzsche die sogenannte „kleine Ehe“ vor. Zwar heißt es: Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden; aber es scheint doch so, als wenn Gott häufig zwei „Zusammengefügten“ seinen Segen vorenthalten hätte. Deshalb empfiehlt Nietzsche aus Liebe zu allem Neugeborenen denen, die

im Begriff stehen, sich ehelich zu verbinden, daß sie als „Redliche zueinander reden: wir lieben uns, laßt uns zusehen, daß wir uns lieb behalten! Oder soll unser Versprechen ein Versehen sein? — Gebt uns eine Frist und kleine Ehe, daß wir zusehn, ob wir zur großen Ehe taugen! Es ist ein großes Ding, immer zu zwein sein!"

Ja, er geht noch weiter. Nicht daß er's für eine Norm ausgeben wollte, aber begreiflich könnte er's finden, wenn in Zukunft „zum Zweck der Erzeugung und Erziehung einer neuen Generation" und zur Entlastung des höher gearteten Weibes der Mann seine sinnlichen Triebe anderswo als in der Ehe befriedige, — umgekehrt wie es sich zu Perikles' Zeiten in Athen begeben habe, wo die Männer wegen der geistigen Unfähigkeit ihrer Frauen die Freundschaft bei anderen gesucht hätten.

Man mag sich über diese gelegentliche Äußerung Nietzsches seine eigenen Gedanken machen, — hervorgegangen ist sie jedenfalls aus seiner großen Liebe für die Menschheit und das kommende Geschlecht. „Nicht nur fort sollst du dich pflanzen, sondern hinauf! Dazu helfe dir der Garten der Ehe!"

Um dies zu können, müssen die Eltern natürlich schon früh an ihrer Vervollkommnung gearbeitet haben und müssen auch weiter daran arbeiten: für Vater und Mutter ist es eine hohe Pflicht, sich körperlich, geistig und sittlich auf ihre wichtige Aufgabe vorzubereiten. Aber auch ihre Beziehungen zueinander müssen so gestaltet sein, daß sie nur zum Heile des Zukünftigen dienen. Von der Notwendigkeit der physischen Neigung beider zueinander hat Nietzsche kaum gesprochen; er setzt sie aber selbstredend voraus, da er ja die sinnliche Leidenschaft, wenn sie auf ein hohes Ziel gerichtet ist, sogar als eine Tugend ansieht. Um so höheren Wert hat er gelegt auf die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den Ehegatten. Er schreibt: „Ehe: so heiße ich den Willen zu zweien, das Eine zu schaffen, das mehr ist, als die es schufen. Ehrfurcht voreinander nenne ich Ehe als vor den Wollenden eines solchen Willens“ und „Wo eure ganze Liebe ist, bei eurem Kinde, da ist auch eure ganze Tugend“.

Bei dem richtigen Verhältnis zwischen Mann und Weib muß aber noch eins hinzukommen: sie müssen sich gegenseitig als das, was sie

sind, respektieren, ein jedes von ihnen muß Achtung haben vor der Eigenart und dem Wesen des anderen: „Das Glück des Mannes heißt: ich will. Das Glück des Weibes heißt: er will“. Das rätselhafte Weib soll also dem logisch vorgehenden Manne unbedingt untergeben sein. Das viel zitierte Wort „Vergiß die Peitsche nicht“, dessen Beherzigung dem Manne nahe gelegt wird, soll natürlich auch nichts anderes bedeuten. „‚Siehe, jetzt eben ward die Welt vollkommen!‘ — also denkt ein jedes Weib, wenn es aus ganzer Liebe gehorcht“. Seine Ehre — vorausgesetzt natürlich immer, daß der Mann dem Ideale Nietzsches von ihm entspricht — soll darin bestehen, „immer mehr zu lieben, als es geliebt wird, und nie die zweite zu sein“. Der Mann dagegen gehört ins Leben und findet da seine höchste Aufgabe: „Zweierlei will der echte Mann: Gefahr und Spiel. Deshalb will er das Weib als das gefährlichste Spielzeug. Der Mann soll zum Kriege erzogen werden und das Weib zur Erholung des Kriegers: alles andre ist Torheit“. Für beide aber gilt das Wort: „Der Strahl eines Sternes glänze in eurer Liebe!

Eure Hoffnung heiße: möge ich den Übermenschen gebären!"

*

Muß man bei einem Menschen, der eine so tiefe und hohe Auffassung von der Ehe hatte, nicht bedauern, daß er selbst zur Ehe nicht gekommen ist? Aber Nietzsche wußte es nur zu gut: die Ehe ist ein Lotteriespiel. Auch wenn der eine Teil, ja, wenn beide Teile es sehr, sehr gut meinen, — es kommt in der Praxis doch oft ganz anders, als man es sich geträumt und gedacht hat. Und dieser Gefahr konnte und durfte sich unser Philosoph mit Rücksicht auf seine hohe Aufgabe nicht aussetzen. Wohl hat er ernstlich daran gedacht, sich zu vermählen, besonders als er junger Professor war, — trotz gelegentlicher unter dem Einfluß des weiberfeindlichen Schopenhauer getanen Aussprüche wie dieses: „Du denkst wohl, ich will mich verloben? Zeus soll mich bewahren!" In einem Brief z. B. an Fräulein v. Meysenbug aus der letzten Zeit des Jahres 1874 „wünscht er sich, vertraulich gesprochen, recht bald ein gutes Weib, und dann denkt er seine Lebenswünsche für erfüllt anzusehen". Es ist die Zeit, wo

auch Richard Wagner ihm ernstlich zur Ehe rät, wie überhaupt seine Freunde und Verwandten öfter erwogen haben, ihn zu verheiraten. Aus dieser Zeit stammen auch die Worte an seinen Freund von Gersdorf: „Gelegentlich müssen wir nun unsre andre Schuldigkeit tun und für einen kräftigen, geistig-leiblichen ebenbürtigen Nachwuchs sorgen“. Auch zehn Jahre später tauchen solche Gedanken wieder auf; und während er früher darauf sah, daß die betreffende Frau insbesondere auch geistige Fähigkeiten besaß, wünscht er sich jetzt „eine gute wirtschaftliche Gattin, jung, sehr heiter, sehr rüstig und wenig oder gar nicht „gebildet““. Von einem solch jungen und heitren, entzückenden Mädchen schreibt er noch im Februar 1887 an seine Schwester in einer so reizenden Weise, daß ich meinen Lesern den betreffenden Brief nicht vorenthalten kann: „Als ich gestern“, so schreibt er, „meinen gewohnten Spaziergang machte, hörte ich plötzlich auf einem Nebenweg jemand warm und herzlich lachen (es klang fast, als ob Du es wärest), und als dann der Jemand zum Vorschein kam, war es ein reizendes, braunäugiges Mädchen, das mich sanft wie ein Reh

anschaute. Da wurde es mir einsamen alten Philosophen ganz warm ums Herz — ich gedachte Deiner Heiratspläne und konnte mich auf dem ganzen Spaziergang nicht von dem Gedanken an das liebliche junge Mädchen losreißen. Gewiß, es würde mir wohltun, etwas so Holdes um mich herum zu haben, — aber würde es ihr wohltun? Würden sie meine Ansichten nicht unglücklich machen, und würde es mir nicht das Herz brechen (vorausgesetzt, daß ich sie liebte), ein so liebliches Wesen leiden zu sehen? . . . Nein, nichts von Heiraten!"

Er fühlte also, daß er für die Ehe nicht geschaffen sei, und wird an diesem Gefühl wenigstens so lange nicht schwer getragen haben, solange ihm seine Schwester in der fürsorglichsten Weise den Haushalt in Basel führte. So schreibt er einmal an seinen Freund v. Gersdorf sehr scharf: „Auch die Frage von Mann und Weib habe ich viel überlegt und möchte jetzt dir auch zur allergrößten Vorsicht raten. Es ist furchtbar, wie die Männer, an ein inferiores Geschöpf gebunden, herunterkommen, und mitunter kommt es mir so vor, als ob wir bessere Aufgaben hätten, als dem

ganzen Ehekapitel unsre Aufmerksamkeit zu schenken". Er hatte recht, allzurecht, wenigstens für seine Person. Ein Geist wie der seinige durfte nicht in die Ketten einer Ehe hineingezwängt werden, schon aus Rücksicht nicht auf die eventuelle Gattin selbst.

So geriet Nietzsche immer mehr in die Einsamkeit, er, der wie kein anderer der Freundschaft und der Liebe bedurfte. Und wir wissen aus „Wilhelm Meister": „Wer sich der Einsamkeit ergibt, ach, der ist bald allein!"



V.

Die Hauptpunkte unseres Themas glauben wir nun besprochen zu haben und möchten uns nur noch ein kurzes Schlußwort gestatten.

Nachdem wir uns die wichtigsten Gedanken Nietzsches über „Weib, Liebe und Ehe" im Zusammenhang vorgeführt haben, wird es uns keinen Augenblick mehr zweifelhaft sein, daß sie nicht nur vor einer unbefangenen Kritik durchaus bestehen können, sondern daß sie — alles in allem genommen — vom höchsten Idealismus durchdrungen sind und alles in sich tragen, was einen jeden Menschen zur rückhaltlosesten Verehrung des Philosophen hinreißen müßte. Auch die Frauen? Man hat versucht, gerade sie gegen Nietzsche aufzureizen, indem man auf das eine oder andere Wort von ihm hinwies, das vielleicht nicht schmeichelhaft für sie ist. Muß er denn aber wegen eines solchen Wortes schon ein Frauenfeind

und Frauenverächter sein? Die das behaupten, suchen in seinen Werken und seinem Leben umsonst nach einem Beweise. Aber man führt solche harten Äußerungen Nietzsches über das Weib auch wohl auf Motive zurück, über die man eigentlich keine rechte Aufklärung geben könne, die aber jedenfalls auf unbekannte Beziehungen Nietzsches zu weniger achtbaren Vertreterinnen des weiblichen Geschlechtes hinwiesen. Was ich darüber denke, habe ich bereits an einer früheren Stelle erörtert: es ist eine Infamie, die nur der Verachtung wert ist. Außerdem bleibt es sonderbar, daß wir bei keinem von Nietzsches Freunden und Bekannten auch nur die geringste Andeutung von solchen etwaigen Beziehungen finden. Es wäre deshalb zu wünschen, daß trotz alledem und alledem die Begeisterung, welche viele Frauen für unsren Philosophen an den Tag gelegt haben, auch fernerhin bestehen bleibt, daß aber auch freigesinnte Männer und Jünglinge mehr noch als bisher in Nietzsches Gedankenwelt einzudringen suchten und für Geist und Willen das aus ihnen schöpften, was unsrer Zeit so not tut: Vornehmheit in der Gesinnung und Stärke des Charakters.

Nietzsche mag in dem einen oder anderen Punkte unrecht haben, ja, es mögen ganze Gedankenkomplexe bei ihm bedeutungslos sein, — zweierlei steht doch fest: erstens hat er uns bewiesen, daß auch heute noch Shakespeare recht behält, wenn er sagt: „Es gibt mehr Ding' im Himmel und auf Erden, als eure Schulweisheit sich träumen läßt"; und zweitens ist er uns ein leuchtendes Vorbild dafür geworden, daß wir Menschen uns nie mit unserm Wissen und Können zufrieden geben, sondern immer wieder versuchen sollen, auch das Geheimnisvollste in den Bannkreis unserer Erkenntnis zu bringen. Zwar werden auch in Zukunft immer wieder die Philister daran erinnern, daß das menschliche Streben seine Grenzen habe, und irgendwo wird sich immer wieder ein Universitätsgelehrter finden, der seinen Zuhörern im Hinweis auf Nietzsche warnend zuruft: „Nie ist die Hybris in schauerlicherem Sturze gesühnt worden. Nie ist die Menschheit eindringlicher an ihre Grenzen erinnert worden"; aber auch in alle Zukunft hinein werden sich Menschen finden, die an solche Warnungen sich nicht kehren, sondern immer von neuem, weder Tod noch Teufel

fürchtend, den Ritt ins Land des Unentdeckten wagen, und sollten sie auch dabei ihr Leben riskieren.

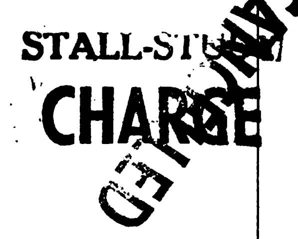
Liebe Jugend! Immer wieder wird man versuchen, dich herabzuziehen aus den Sonnenhöhen deines Titanentums, man wird dich erinnern an den Sturz des Ikarus und das traurige Ende des Zarathustradichters: doch bleibe auf der Hut und laß dir die Flügel nicht schneiden! Gewiß kann dein Flug ein einsamer werden, einsam durch unerforschte Gebiete. Aber was tut's? Einsamkeit, Idealismus, Adlermut, Sonnenlicht — das alles gehört zusammen. Ging nicht schon der alte Diogenes, die Laterne in der Hand, allein durch die Straßen, um einen Menschen zu suchen? O, weiter nur und nur gewagt, und wenn es dir ergehen sollte wie dem Ikarus! Große Dinge verlangen große Opfer.

Ich kenne ein Gymnasium, das durch allerlei Symbole geziert ist. Wenn man eintritt, sieht man zwei Säulen. Das Kapitäl der einen trägt an seinen Ecken die Köpfe von Fröschen — Sinnbild des Philistertums; das der anderen solche von Adlern — Sinnbild des Idealismus. Das eine weist hinab in

den Sumpf der Alltäglichkeit und Stumpfheit, das andere hinauf nach der Sonne in unendlicher Ferne. Es ist kein Zweifel, welches der beiden Symbole die Jugend zu ihrem Vorbilde nehmen soll. Wer ihr den stürmenden Drang ins Unermessene unterdrückt, der versündigt sich an ihr und der Menschheit. Darum schließe ich mit den Worten Georg Herwegs: „Raum, ihr Herren, dem Flügelschlag einer freien Seele!“



Druck von Ernst Hedrich Nachf., G. m. b. H., Leipzig


CHARGE
CANCELLED

